1,60 DM / Band 173
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

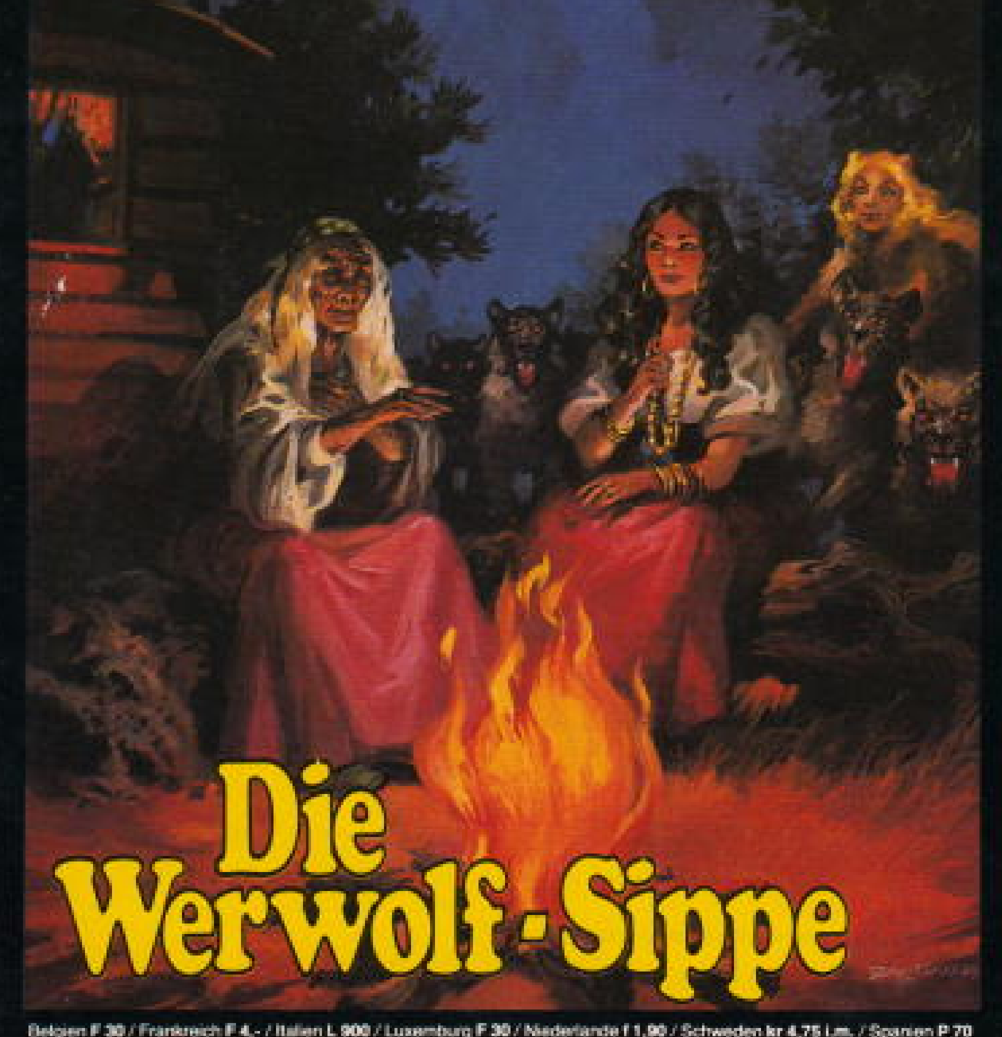
BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Werwolf-Sippe

Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70



Die Werwolf-Sippe

John Sinclair Nr. 173

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 27.10.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Werwolf-Sippe

»Verstreut euch wie Staub in alle Winde. Hütet euch vor den Menschen mit dem geweihten Silber. Aber verliert nie den Kontakt zueinander, denn ihr seid vom gleichen Blut. Es wird der Tag kommen, wo die Sippe der Vaselys wieder vereint sein wird. Vereint unter der neuen Führerin Lupina, der Königin der Wölfe…«

Soweit die prophetischen Worte der alten Zigeunerin Jurina!

Obwohl ein Lagerfeuer flackerte, schuf es keine romantische, sondern eine unheimliche Stimmung. Vielleicht lag es auch an der Umgebung, dem dunklen, düsteren Wald, der den Lagerplatz wie eine dichte Mauer umschloß, und wo das Mondlicht keine Chance hatte, durch das Filigran aus Ästen und Zweigen zu dringen. Es wurde bereits über dem Boden vom Laub weggefiltert, nur auf die kleine Lichtung schien es und tauchte seinen fahlen Schein in das Feuer.

Der Wind wisperte in den Baumkronen. Er schien aus fernen Landen zu kommen und von Sagen und Legenden zu erzählen, die sich in uralter Zeit zugetragen hatten.

Diese unheimliche Atmosphäre erreichte auch das schwarzhaarige Mädchen, das allein am Feuer hockte und in die Flammen starrte. Deren Widerschein übergoß ihr Gesicht mit einem Muster aus Licht und Schatten, sprenkelte es mal gelblich hell, dann wieder rötlich dunkel und fand seine Reflexe auf der Perlenkette und den goldenen Armreifen.

Schwarz wie die Nacht war das lange Haar des Mädchens, und durch einige offene Strähnen schimmerte das Gold der Ohrringe.

Bekleidet war die einsame Gestalt am Feuer mit einem roten, weit geschnittenen und bis zu den Knöcheln reichenden Rock und einer hellen Bluse mit halben Ärmeln.

Kein Laut drang über die Lippen des Mädchens. Es hockte da, wie in ein Gebet vertieft.

Es war die Nacht, in der sich der alte Zigeunerfluch erfüllen sollte, wie er schon lange Zeit vorausgesagt worden war.

Und sie, Jovanka, war dazu ausersehen, den Fluch in die Welt zu tragen. In Ungarn hatte er seine Geburtsstätte gehabt, doch man hatte die Zigeuner vertrieben, die quer über den halben europäischen Kontinent gewandert waren und schließlich in Frankreich ihre Niederlassung fanden.

Die Zeit war reif, die Schwester sollte und mußte gefunden werden. Ihre Zwillingsschwester, die irgendwo verschollen war, mit dem Fluch des Blutes beladen.

Auch Jovanka spürte den unheilvollen Trieb, der nicht zu stoppen war, denn sie sollte das werden, was ihre Schwester, die sie nie gesehen hatte, schon war.

Eine bildschöne gefährliche Bestie!

Bis dahin war es ein langer Weg. Viele Hindernisse mußten zur Seite geräumt werden, aber Jovanka war sicher, daß sie es schaffen konnte.

21 Jahre war sie alt.

Genau das richtige Alter, hatte man ihr gesagt. So lange mußte sie warten, um endlich dem Fluch des Blutes gehorchen zu können. Sie sollte eingehen in die Familie der Bestien, und sie sollte sich für das rächen, was man ihrem Stamm angetan hatte.

Schritte klangen in der Nähe auf. Jovanka hob nicht einmal den Kopf, sie wußte auch so, wer sich dem Mittelpunkt der Lichtung näherte. Es war Jurina, die Alte und ihre Großmutter. Neben ihr und Marco die einzige der Sippe.

Alle anderen lebten nicht mehr, waren ausgelöscht worden, wie die Flamme von einem Windzug.

Bald fiel ein Schatten über das Feuer, am Boden raschelte es, und Jurina nahm Platz.

Jovankas Herz klopfte auf einmal schneller. Die Entscheidung nahte. Die Großmutter würde ihr jetzt noch die letzten Instruktionen geben. Obwohl sie vor Spannung fast barst, hielt sie sich zurück und warf der Alten nur einen Seitenblick zu.

Sie sah aus wie immer.

Das Gesicht schien aus dem wilden Wurzelwerk eines Baumes gewachsen zu sein. Die schlohweißen, mit grauen Strähnen durchzogenen Haare wuchsen fast noch länger als die des jungen Mädchens.

Sie wurden über der Stirn von einem dunklen Band gehalten, in das glutrot das Zeichen der Sippe eingefärbt war.

Ein Wolfskopf!

Seit Urzeiten floß das Blut der Wölfe in dieser Sippe. Und dieses Blut war es, das ihnen immer wieder die Kraft gab, ihren Feinden zu trotzen und zu überleben. Man hatte sie gejagt, jahrelang war man ihnen auf den Fersen gewesen, über Kontinente hinweg wurden sie verfolgt. Viele waren getötet worden, doch es hatten genügend überlebt, um den Stamm nicht aussterben zu lassen.

Die Vaselys waren unsterblich!

Heute lebten noch vier.

Jurina, die Alte, dann Jovanka und Marcel, der bereits vorgeschickt worden war. Und Silva, die geheimnisvolle verschollene Schwester.

Marcel hatte seinen Platz eingenommen und wartete noch auf seine Schwester, für die der Weg ebenfalls geebnet war. Nur noch die allerletzte Blutweihe – mußte vorgenommen werden.

Und das übernahm die Alte.

»Mein Kind«, sagte sie mit einer rauhen Stimme und verlangte, daß Jovanka sie anschaute. Dann hob sie ihre gichtkrumme Hand und streichelte über die Wange des Mädchens, wobei Jovanka erschauderte, als sie die Berührung verspürte. »Du weißt, welches Erbe auf dir lastet, mein Kind, auf dir, deinem Bruder Marcel und auf deiner Schwester, die unbedingt gefunden werden muß. Bist du dir darüber im klaren?«

»Ja, Großmutter, ich weiß es.« Jovanka unterstrich die Antwort mit einem bedeutungsvollen Nicken.

»Bist du bereit, den uralten Trank zu dir zu nehmen, damit sich das

Blut der Vorfahren mit dem deinen vermischt?«

»Ich bin bereit.«

»Dann steht dem nichts mehr im Wege, und ich kann beruhigt sterben, mein Kind.«

Jovanka erschrak. »Jurina, Großmütterchen, so darfst du nicht reden!«

»Doch, mein Kind, ich werde sterben. Für mich ist der Vollmond zum letzten Mal aufgegangen. Ich werde mich niemals mehr in seinem fahlen Schein baden und Kraft auftanken können. Meine Uhr wird bald stillstehen, aber eure läuft weiter. Ihr seid drei Geschwister, und ihr müßt zusammenhalten, denn es gibt auf dieser Welt eine Person, an die ihr euch wenden könnt, die eure Königin ist und schon viele mit ihrer Schönheit geblendet hat.«

Die Blicke des jungen Mädchens hingen fasziniert an den spröden Lippen der alten Frau. Jedes Wort war wie Nektar, wie ein süßer Honig, den sie einsaugte. »Wie heißt die, Großmutter, und an wen können wir uns wenden?«

»Sie ist die Königin der Wölfe. Ihr Name lautet Lupina!«

»Lupina«, wiederholte Jovanka flüsternd. Und dann noch einmal.

Sie ließ jede Silbe auf der Zunge zergehen. »Welch ein schöner Name. Kommt sie zu uns?«

»Sie muß kommen. Ich kann euch nicht mehr beschützen. Ich habe sie beschworen, sie angerufen, damit sie euch allein Schutz gibt. Nicht umsonst ist sie eure Königin, und sie hat ihre Getreuen überall auf der Welt. Ob im fernen Rußland oder in den Wäldern Kanadas. Es gibt noch mehr von uns, glaub mir. Lupina soll euch vereinigen, die Sippen dürfen sich nicht mehr allein durchschlagen, sollen sich nicht streiten, sondern zu einer Allianz werden, die Macht hat. Das ist mein sehnlichster Wunsch.«

Jovanka umfaßte die Hände ihrer Großmutter und drückte sie zart. »Ich werde alles tun, Großmütterchen, damit dein Letzter Wille erfüllt wird.«

»Ich weiß, du bist ein liebes Kind, meine Kleine.« Wieder streichelten die gichtstarren Hände die Wangen des Mädchens. Beinahe hastig zog Jurina sie dann zurück, denn sie hatte etwas mitgebracht, was noch von einem dunklen Tuch verdeckt war.

Langsam zog sie das Tuch ab.

Eine Schale hatte sich darunter befunden, die durch einen Deckel verschlossen war.

Vorsichtig hob die Alte den Deckel ab, als habe sie Angst, er könnte zerbrechen. Gespannt beobachtete Jovanka ihre Großmutter, und als sie endlich einen Blick in die Schale werfen konnte, sah sie die dunkle Flüssigkeit.

Das Blut der Ahnen!

»Ist es das?« wisperte sie, und ihre Stimme erinnerte an das Raunen des Nachtwindes.

»Ja, das ist es«, bestätigte die alte Zigeunerin und nickte bedächtig.

»Darf ich es trinken, Großmütterchen?«

Ein feines Lächeln veränderte die dünnen Lippen der alten Frau.

»Du freust dich darauf, mein Kind?«

»Bestimmt.«

»Hab' noch ein wenig Geduld. Erst muß ich eine andere Aufgabe erfüllen.« Sie hatte die Worte kaum ausgesprochen, als sie ihren Zeigefinger in das Blut tauchte, einmal einen Kreis damit zog und den Finger danach wieder herauszog. »Rück näher zu mir heran, mein Kind«, flüsterte sie.

Jovanka gehorchte.

Ihre Großmutter hob den rechten Arm und streckte den blutgetränkten Finger aus, so daß er sich dicht vor dem Gesicht des jungen Mädchens befand.

Als Jovanka die Berührung an der Stirn spürte, wollte sie erst zurückzucken, doch die Stimme der Großmutter ließ sie innehalten.

»Nicht, meine Kleine, es gehört dazu.«

Jovanka hielt still. Sie schloß sogar die Augen, um sich besser konzentrieren zu können.

Ihre Großmutter malte etwas auf die Haut, und sie kommentierte auch ihr Tun. »Es ist das Zeichen unserer Familie. Das Wolfszeichen. Du hast es auf meinem Band gesehen. Jeder in unserer Familie trägt es, daran könnte ich euch erkennen. Normalerweise ist es unsichtbar, aber zu bestimmten Zeiten wird dieses Zeichen sichtbar. Dann tritt das eingetrocknete Blut wieder aus den Poren, und ihr wißt, daß ihr zusammengehört.«

Jovanka hielt still. Sie fühlte ein Brennen auf der Stirn, das sich bald rund um ihren Kopf verteilte, aber es war kein Schmerz, eher ein angenehmes Gefühl, und sie bedauerte es fast, als die Alte die Hand zurücknahm.

»Nun bist du eine Gezeichnete«, sagte Jurina. »Niemand wird dir dieses Zeichen mehr nehmen können, nur noch der Tod!«

Beim letzten Wort zuckte Jovanka zusammen, doch die Alte lachte nur. »Der Tod wird für dich die Schrecken verlieren, denn du bist fast unsterblich. Es wird nur eine Waffe geben, die dich umbringen kann. Geweihtes Silber und auch geweihtes Gold. Hüte dich vor beidem.«

»Und mein Schmuck?«

»Ach, Unsinn, Kleines. Das ist billiger Tand. Ein Lockmittel für die Männer, mehr nicht. Aber jetzt haben wir genug geredet. Es wird Zeit, daß du den Trank zu dir nimmst. Hier.« Die Alte nahm die Schale vorsichtig hoch. Beide Hände schloß sie darum und reichte die Schale dann weiter.

Jovanka merkte, wie sie zitterte. Jetzt war der große Augenblick gekommen. Wie oft war davon gesprochen worden. Nun gab es kein Zurück mehr.

Sie mußte dem Fluch ihres Blutes Tribut zollen!

»Nimm sie!« drängte die Alte. »Wir haben nicht mehr viel Zeit. Sie sind bald da.«

»Wer ist da?« fragte Jovanka.

Jurina wich aus. »Du wirst es schon merken, meine Kleine. Trink und leere die Schale bis zum letzten Tropfen.«

Das Mädchen hielt die Schale fest. Für Sekunden schien sie zu einer Statue zu erstarren. Sie lauschte auf die sie umgebenden Geräusche, hörte den Wind, der die Blätter der Bäume rascheln ließ.

Über den Rand schaute sie die Großmutter an. Sie tastete mit ihren Blicken das Gesicht ab, forschte nach einem Zug der Falschheit, sie konnte ihn nicht entdecken.

Die alte Frau war ehrlich.

Jovanka hob ihre Arme noch weiter an, beugte den Kopf vor, und ihre Lippen berührten den kühlen Rand der Schale. Sie kippte das Gefäß ein wenig an und spürte die ersten Tropfen an ihren Lippen.

Sie waren warm, als hätten sie über dem Feuer gestanden. Automatisch öffnete sie den Mund, und das Blut ihres alten Erbes rann durch den Hals, als eine warme, leicht prickelnde Flüssigkeit.

Sie schluckte, trank, schluckte wieder. Dabei kippte sie die Schale so hoch, daß sie ihr Gesicht verdeckte, und die alte Frau schaute ihr dabei zu.

Jurina war zufrieden. Sie hatte auch die dritte aus dem Sproß so weit bekommen, daß sie ihren Regeln gehorchte. Nun konnte nichts mehr schiefgehen.

In den Augen der Alten brannte ein seltsames Feuer. Sie wirkten im Gegensatz zu ihrem Gesicht jung und lebendig. Ein unbändiger Wille stand darin zu lesen, ebenso wie eine bedingungslose Entschlossenheit.

Jovanka setzte die Schale ab.

Leer, wie die Alte feststellte.

Das junge Mädchen hatte die Schale tatsächlich so weit geleert, daß kein Tropfen mehr übrig war. Sie hatte sich dem Wunsch der alten Frau gebeugt.

»Du bist ein braves Kind«, flüsterte Jurina und stellte die Schale zur Seite. »Spürst du es schon?«

Jovanka erwiderte nichts. Ihr Innerstes war von einem seltsamen Brennen erfüllt. Das Blut schien sich in seiner Menge verdoppelt zu haben, es wallte durch die Adern, wurde zu einem brausenden Strom, der durch den Kopf des Mädchens fuhr und all seine Empfindungen und Gefühle niederdrückte.

»Du hast es getrunken«, sagte die Alte. »Du kannst nie mehr zurück. Du bist eine von uns, eine Vasely, und du wirst in die Welt gehen und deine Aufgabe erfüllen. Die Gestirne haben den Weg vorgeschrieben. Sie stehen sehr günstig, so daß du mit Marcel und Silva zusammentreffen wirst. Und auch Lupina weiß Bescheid. Sie ist eure Königin, daran sollst du immer denken. Was sie befiehlt, mußt du tun. Und noch etwas, meine Kleine. Lerne dich unter den Menschen zu bewegen. Zeige ihnen nie, was und wer du bist, und vor allen Dingen beherrsche dich, wenn dich der Bluttrieb überfällt. Lasse dich nie gehen, warte immer die Zeiten ab! Wenn du das alles befolgst, kann dir nichts passieren, und ihr werdet eine Macht sein, die man nicht unterschätzen darf.«

Jovanka nickte. Sie hatte jedes Wort ihrer Großmutter in sich eingesaugt. Jetzt wußte sie Bescheid, und sie sah ihre Aufgabe als eine Ehre an.

Sie würden sich zusammenfinden. Ihre Geschwister und sie konnten dann eine Macht bilden, der die anderen nichts entgegenzusetzen hatten.

Noch einmal schaute die alte Jurina ihre Enkelin an. »Du weißt, wo du Marcel suchen mußt?«

»Ja, er ist in der Schule.«

»Richtig. Dort kennt man ihn, dort wartet er auf dich. Aber man weiß nicht, wer er in Wirklichkeit ist.« Die Alte kicherte. »Ein paar Opfer hat er sich schon geholt, glaube ich. Halte ihn ein wenig zurück, er ist sehr unbeherrscht, er gefährdet dadurch unsere wichtige Aufgabe.«

»Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, Großmutter, das verspreche ich dir.«

Die Alte streichelte die Wange ihrer Enkelin und lächelte. »Ich weiß es, meine Liebe. Ich habe zugesehen, wie du den Trank zu dir genommen hast. Du bist genau das, was ich mir immer vorgestellt habe. Ich wünsche dir…« Sie unterbrach sich.

»Was ist los?« fragte Jovanka.

»Pst.«

Die Alte stand auf. Ihre Bewegungen wirkten dabei weder hölzern noch steif, sondern geschmeidig. Als sie stand, legte sie die Stirn in Falten und richtete ihren Blick dorthin, wo an der Westseite der Lichtung der dichte Wald begann.

»Sie kommen!«

»Wer kommt?«

Jurina drehte sich um. »Die Häscher, mein Kind. Es ist bisher unsere Nacht gewesen, jetzt ist es die ihre.« Die Alte trat auf Jovanka zu und legte ihr beide Arme auf die Schultern. »Nun ist es soweit. Flieh, mein Kind. Ich bitte dich. Geh zu ihm, ich werde die Häscher schon aufhalten.«

»Und was geschieht mit dir?«

»Meine Uhr nähert sich dem Ende. Ich habe lange genug gelebt, und ich werde eingehen in ein Reich, wo wir uns irgendwann einmal wiedertreffen. Lauf, meine Liebe, die Welt gehört dir!« Plötzlich leuchtete auf ihrem Stirnband der Wolfskopf blutrot auf. Ein Fanal des Bösen, ein Versprechen.

Und Jovanka gehorchte. Sie drehte sich um und rannte weg. Niemand sah ihre Tränen.

Doch ihr junges Blut, angereichert mit dem der Alten, begann zu kochen.

***

Die Verfolger waren schon sehr nahe.

Jurina hörte ihre Stimmen. Gegenseitig heizten sie sich ein, riefen sich Worte zu, und die Alte merkte, daß sie bereits einen großen Kreis gebildet hatten, den sie allerdings immer enger zogen. Sie wußten genau, wo die Frau zu finden war. Kein Wunder, sie hatten lange genug gesucht, um den Erfolg zu haben.

Dicht an der Lichtung und schon ein wenig in den Wald hineingeschoben, stand der alte Wagen. In ihm hatte die Zigeunerin einen Großteil ihres Lebens verbracht. Er war für sie die Heimat geworden, und in ihn kletterte sie auch, um sich vor den Häschern zu verbergen. Sie schlug die Plane zurück und kletterte in den Wagen.

Auf der Ladefläche war es stockdunkel, doch die Frau fand sich zurecht, als würde eine Julisonne alles in helles Licht tauchen.

Dabei veränderten sich auch ihre Augen. Sie nahmen eine andere Farbe an und wurden gleichzeitig enger, wie Schlitze…

Die Jäger befanden sich nicht mehr weit von der Lichtung entfernt. Sie waren bewaffnet mit Messern und Gewehren, sowie einer großen Silberaxt. Sie wurde von einem Pfarrer getragen, einem hochaufgewachsenen Mann mit einem langen grauen Bart. Er hatte die Jagd organisiert, denn er wußte, welch ein Unheil die Werwölfe bereits angerichtet hatten.

Der Pfarrer brach auch als erster durch das dichte Unterholz und erreichte die Lichtung.

Das kleine Feuer brannte noch immer. Allerdings waren die Flammen tiefer gesunken und gaben kaum noch Licht ab. Nur ein letztes flackerndes Glühen geisterte über die Lichtung und streifte auch die umstehenden Bäume.

Neben dem Feuer blieb der Pfarrer stehen, eingehüllt in den glühenden Widerschein und die silberne Axt mit beiden Händen umfassend und hocherhoben.

Er wartete noch. Als er erkannte, daß seine Leute die Lichtung umstellt hatten, nickte er zufrieden.

Jetzt konnte nichts mehr passieren.

»Bestie!« schrie er, und seine Stimme hallte dabei über die Lichtung. »Im Namen des Mächtigen, komm raus, damit wir dich töten können!«

Es blieb still.

Tief atmete der Pfarrer ein. Sein Brustkorb hob und senkte sich. In seinen Augen brannte ein wildes Feuer. Die Macht des Glaubens gab ihm die nötige Stärke, sein etwas längliches Gesicht wirkte wie eine unbearbeitete Plastik.

»Du willst nicht, Bestie?« rief er. »Dann gut, wir werden dich schon holen.«

Er stampfte vor.

Schwer waren seine Schritte. Weiß traten die Handknöchel hervor, so hart hielt er den langen Stiel der silbernen Axt umklammert.

Als er dicht vor der kleinen Holztreppe stand, die zum Einstieg hochführte, bewegte sich die Plane.

Der Pfarrer blieb stehen und ging dann wieder einen Schritt zurück. Sie würde kommen.

Jurina kam.

Die Plane klaffte auseinander. Ein breiter Spalt entstand. Gelbe Wolfsaugen leuchteten.

Sekundenlang erstarrte die Szene zur Bewegungslosigkeit. Dann aber reagierte Jurina.

Ein großer grauer Schatten wischte aus dem Wagen und sprang auf die Lichtung.

Instinktiv hatte sich der Pfarrer zur Seite gedreht, sonst wäre er noch getroffen worden.

Die Männer, die er mitgebracht hatte, schrien auf, als die graue Wölfin dicht neben dem Feuer landete und ihren Körper herumwarf.

Ja, sie war grau und alt.

Die Bewegung kam dem Pfarrer zupaß. »Stirb!« brüllte er und schlug mit der silbernen Axt zu.

Die Wölfin unternahm nichts, um dem Schlag auszuweichen. Ihre Zeit war abgelaufen.

Es gab einen dumpfen Laut, als die Schneide der silbernen Axt den Hals des Wolfes traf und den Kopf vom Körper trennte.

Der Schädel fiel zu Boden.

Blut strömte aus der klaffenden Wunde. Dunkles, dickes Blut, wie Sirup anzusehen.

Der Körper zuckte noch einmal und knickte dann ein. Er brach zusammen.

Ein Windstoß fuhr durch die Flammen, fachte das Feuer noch einmal an, und gierige Zungen leckten nach dem Wolfstorso. Sie strichen über das Fell, erfaßten und verbrannten es.

Zurück blieb der Kopf.

Die Augen waren noch geöffnet und leicht nach oben gedreht, so daß der Pfarrer das Gefühl hatte, sie würden ihn anstarren. Hastig schlug er ein Kreuzzeichen.

Dann brach der Blick der Augen.

Gleichzeitig jedoch glühte noch einmal das Mal der Wölfe auf der Stirn. Ein letztes rotes Leuchten, das den Männern wie ein Hohn vorkam.

Der Pfarrer verstand. »Das war nicht die einzige«, sagte er mit rauher Stimme.

»Und wo sind die anderen?« wurde er gefragt.

Der Geistliche hob die Schultern. »Die Alte hat sich geopfert. Wir sind trotz allem zu spät gekommen und müssen weiterhin Angst haben, daß sie uns des nachts überfallen. Auch ihr werdet in den Vollmondnächten das Heulen hören, aber ich versichere euch, daß wir die anderen auch töten. Und jetzt kommt.«

Die Männer machten kehrt und verließen die Lichtung. Niemand sprach ein Wort. Alle wußten sie, daß es kein Sieg gewesen war.

Die Angst lebte weiter…

***

Jovanka stolperte durch den Wald. Sie brach in das Unterholz, die Angst trieb sie voran, denn sie wollte den Häschern auf keinen Fall in die Hände fallen. Die Worte der Großmutter hatten ihre Wirkung nicht verfehlt.

Immer wieder mußte sie an die Alte denken. War es wirklich so schlimm gewesen, wie sie befürchtete? War ihre Uhr tatsächlich abgelaufen? Ja, Jurina irrte sich nicht. Nicht in solchen Dingen. Da kannte sie sich aus. Das Blut der alten Rasse war wie ein Anzeiger, es deutete auf kommende Ereignisse hin.

Jovanka stolperte weiter. Es war wirklich kein normales Gehen oder Laufen mehr. Immer wieder geriet sie in tückische Wurzelfallen und hatte sehr viel Glück, daß sie nicht auf die Nase fiel.

Dann stieß sie auf einen Weg.

Sie blieb stehen und verschnaufte.

Um sie herum eine dunkle Wand, in der die Nachttiere des Waldes geheimnisvoll raschelten. Über ihr lag ein silbriger Schleier.

Dort streifte das Mondlicht Geäst und Zweiggewirr der Bäume. Sie entdeckte die zahlreichen umgeknickten Zweige, das zertrampelte Unterholz und wußte nun, daß die Verfolger diesen Weg genommen hatten. Er mußte auch zur Lichtung führen.

Sie drehte sich um. Ihr Gesicht war gerötet, die Augen funkelten, der Mund stand offen. Nach rechts durfte sie auf keinen Fall gehen, sie schlug die andere Richtung ein.

Wo dieser Pfad hinführte, war ihr nicht bekannt. Sie hoffte

allerdings, daß er sie in die Freiheit bringen würde.
Jovanka hatte ein Ziel.
Die Schule!
Hier konnte sie Unterschlupf finden, denn Marcel, ihr Bruder, hatte es auch geschafft.
Jovanka ging jetzt nicht mehr so schnell. Sie achtete darauf, möglichst wenig Geräusche zu verursachen, denn in der Nacht trug der Schall ziemlich weit.
Der Weg führte ein wenig bergab. Er bildete Kehren und schmale Kurven, wurde mal vom Unterholz überwuchert und war ein paar Meter wieder völlig frei. Steine lagen oder wuchsen auf dem Boden, Zweige und kleinere Äste streiften ihr Gesicht, fuhren wie mit Krallenfingern über die Haut.
Von den Verfolgern hörte Jovanka nichts mehr. Sie glaubte fest daran, die Häscher abgeschüttelt zu haben.
Den Irrtum merkte sie wenig später.
Wieder mußte sie in eine sehr enge Kehre, die zudem noch überwachsen war. Als es vor ihr raschelte, blieb sie stehen. Im nächsten Augenblick wurde sie geblendet. Der Strahl einer Taschenlampe stach in ihr Gesicht.
Jovanka zuckte zusammen und wollte die Hände hochheben, um ihre Augen zu schützen.
»Keine Bewegung!« vernahm sie die Männerstimme.
Jovanka blieb stehen. Innerlich schien sie zu vereisen. War jetzt alles umsonst? Würde sie nun wie ihre Großmutter sterben?
Schritte. Sie knirschten auf dem Boden und wurden vom Rascheln der Blätter begleitet. Der unsichtbare Mann kam auf sie zu. Der Lichtkegel schwankte ein wenig, blieb jedoch in ihrem Gesicht.
Dicht vor Jovanka blieb der Mann stehen.
Sie hörte sein gemeines Lachen. »Welch ein hübscher Vogel ist mir denn da über den Weg geflattert?« höhnte er. »Du bist wirklich ein bunter Schmetterling in diesem verdammten Wald. Was suchst du denn hier, meine Kleine?«
»Bitte, Monsieur, ich…«
»Ach, keine Ausreden. Bist du allein unterwegs?«
»Ja.«
»Und hast du meine Freunde nicht getroffen?«
»Welche Freunde, Monsieur?«
»Die eine alte Zigeunerin zum Teufel schicken wollen.«
Der spielt mit mir, dachte Jovanka. Diesem Kerl ist genau bekannt, was vorgefallen ist.
»Ich warte auf eine Antwort, Kleine.«
»Nein, Monsieur, tut mir leid. Ehrlich, ich habe keinen von Ihren Freunden gesehen.«

»Du lügst.«
»Monsieur, ich lüge nicht. Ihre Freunde sind mir wirklich nicht begegnet.«
»Nun, ich will dir glauben. Sonst wärst du ja nicht hier. Ja, du scheinst meine Freunde umgangen zu haben. Nur Pech, daß ich hier stehe. Rate mal, was wir jetzt mit dir anstellen, du kleine Zigeunerhure?«
»Bitte, ich…«
Sie verstummte, denn etwas Kaltes hatte ihren Hals berührt. Noch immer wurde sie geblendet, aber sie hörte die flüsternde, gefährlich klingende Stimme. »Das ist die Mündung eines Gewehrs«, erklärte der Kerl. »Und dieses Gewehr ist geladen. Was meinst du, was geschieht, wenn ich abdrücke?«
»Warum wollen Sie das, Monsieur?«
»Weil du gefährlich bist.«
Jovanka lachte. »Wer sagt das denn?«
»Die anderen und der Pfarrer.«
»Und dem glaubst du?«
»Sicher, kleine Mademoiselle, sicher. Du bist gefährlich und auch verdammt hübsch, wie ich feststellen muß.«
»Hübsch genug für dich?« Jovanka hatte sich blitzschnell für ein gefährliches Spiel entschieden.
»Das kann man sagen.« Er lachte.
»Warum nimmst du die Lampe nicht weg?« fragte Jovanka. »Ich kann nichts sehen.«
»Aber ich.«
»Schade, ich wäre gern mit dir…«
»Was wärst du gern?«
»Es schickt sich nicht für ein Mädchen, seine Wünsche einem Mann gegenüber offen zu sagen.«
»Das hat dir wohl die Alte erzählt, wie?«
»Ja.«
»Du willst mit mir in die Büsche?«
»Vielleicht.«
Der Mann lachte. »Weißt du, was man sich erzählt?«
»Nein.«
»Du wärst eine Wölfin, würdest Menschen zerreißen und deren Blut trinken oder sie auch zum Werwolf machen. Ja, das erzählt man sich, Kleine.«
»Siehst du an mir etwas Wolfshaftes?«
»Nein.«
»Bitte, warum zögerst du dann?«
Der Mann lachte. »Weil ich es nicht gewohnt bin, daß sich eine Frau so ohne weiteres hingibt. Es sei denn, sie verfolgt bestimmte Absichten

damit.«
»Ich mag dich eben.«
»Du hast mich noch nicht gesehen. Deshalb glaube ich dir nicht. Ich schaffe dich wieder zurück zu den anderen. Los, dreh dich um. Wir wollen doch mal sehen, wie du auf Silber reagierst.«
Da zuckte Jovanka zusammen. Vor Silber und Gold sollte sie sich hüten, das hatte ihr Jurina gesagt. Und kaum stand Jovanka allein auf der Welt, da mußte sie sich schon wehren.
Sie merkte auf einmal, wie es war, wenn man nur Feinde hatte.
Man mußte kämpfen, um zu überleben, man mußte sich eben etwas einfallen lassen.
Der Strahl blendete jetzt nicht mehr. Jovanka hatte sich umgedreht. Sie stand auf dem schmalen Pfad, hinter ihr kam der andere aus dem Gebüsch. Jovanka spürte den Druck der Mündung nicht mehr auf ihrem Körper.
Sollte sie es riskieren.
Sie hörte, wie der Mann hinter ihr einen Fluch ausstieß und der Lampenstrahl schwankte. Ihr Gegner mußte ausgerutscht sein, eine andere Möglichkeit gab es für Jovanka nicht.
Sie wirbelte herum.
Der Mann war ausgerutscht und gestolpert zur gleichen Zeit. Die aus dem Boden hervorstehenden und mit einer seifigen Moosschicht überzogenen Steine waren ihm zum Verhängnis geworden. Die Mündung des Gewehres deutete an dem Mädchen vorbei.
Jovanka reagierte, ohne zu überlegen. Sie warf sich gegen den Kerl und schleuderte ihn in die Büsche. Sofort sprang sie hinterher, riß ihm das Gewehr aus der Hand und hob es über ihren Kopf.
Für einen Moment zögerte sie. Übergroß kam ihr der Kopf des Mannes vor, auf seinem Gesicht spiegelte sich die Angst wider, die er empfand. Er riß noch die Arme hoch, um sich zu schützen, aber der erste Kolbenhieb durchbrach die Deckung.
Bereits im Ansatz erstickte der Schrei des Mannes. Es gab einen dumpfen Laut und noch einen.
Dann wurde es still.
Jovanka ließ das Gewehr sinken. Sie starrte auf den vor ihr liegenden Mann. Über dessen Gesicht rann Blut. Jovanka wurde plötzlich klar, daß er nicht mehr lebte.
Normalerweise hätte sie geschrien, doch nun zuckte sie nur die Schultern. Ein Gefühl der Gleichgültigkeit hielt sie gepackt, aber auch des Triumphes, denn sie hatte bewiesen, daß es nicht so einfach war, sie zu besiegen.
»Das hast du nun davon!« knirschte sie und lachte glucksend. Sie merkte selbst, daß sich die Wirkung des getrunkenen Blutes bereits bemerkbar machte. Jovanka dachte und handelte anders als sonst.

Eine menschliche Hemmschwelle war bereits überschritten. Andere würden folgen, die Verwandlung zur Bestie war nicht aufzuhalten.

Die Alte hatte recht gehabt. Sie gehörte zu denen, die immer gejagt wurden. Sie war kein Mensch mehr, sondern gehorchte dem Fluch des alten Blutes.

Dabei arbeitete ihr Verstand völlig normal. Und der sagte ihr, daß sie den Platz unbedingt verlassen mußte. Irgendwann würden die Häscher den Tatort erreichen. Niemand sollte sie hier finden.

Noch war es still und keiner dachte daran, den Rückweg anzutreten.

Jovanka floh.

Das Gewehr nahm sie mit. Mit ihm bahnte sie sich einen Weg, schlug Zweige und Äste zur Seite, die sie aufhalten wollten, rannte schließlich einen Hang hinunter und schaffte es tatsächlich, eine Straße zu erreichen.

Hier warf Jovanka das Gewehr weg. Sie schleuderte es in den Graben, wo das Laub vom letzten Winter noch lag und die Waffe zudeckte, so daß sie kaum gesehen werden konnte.

Das Mädchen kannte die Straße. Es wußte genau, daß sie zum nächsten Dorf führte, wo auch ganz in der Nähe die Schule lag. Und da unterrichtete ihr Bruder.

Marcel! Sie dachte an ihn und daran, daß es lange her war, als sie sich zum letztenmal sahen. Er war fünf Jahre älter als sie und hatte bereits vor zehn Jahren seine Großmutter verlassen, um sich in der Welt umzuschauen.

Doch er war zurückgekehrt. Seiner Bestimmung konnte er nicht entgehen. Er war ein Vasely. Die Zeit der Familie mußte kommen, und sie war gekommen.

Noch eine gehörte zu ihnen.

Silva, die Blonde!

Eine Zwillingsschwester von Jovanka. Wie es ihr ergangen war, wußte niemand. Schon als Kleinkind war Silva verschwunden und irgendwo in der Fremde aufgewachsen. Doch auch sie mußte dem Fluch des Blutes gehorchen und mit ihren Geschwistern zusammentreffen. So sah es die Bestimmung vor.

Die alte Jurina hatte noch einen Namen erwähnt.

Lupina!

Sie sollte die Königin der Werwölfe sein. Sie galt es zu finden. Erst unter ihrer Führung sollten die Vaselys zu einer Macht anwachsen, der sich niemand in den Weg stellen konnte.

Lupina würde kommen, davon war Jovanka überzeugt. Erst dann würde man weitersehen.

Diese Gedanken beschäftigten sie, als sie am Rand der Straße entlang wanderte. Eine einsame Gestalt, hin und wieder vom Mondlicht gebadet, wenn die fahle Scheibe durch ein Wolkenloch lugte.

Normalerweise hätte sie das Dorf gemieden, doch seit ihr Bruder sich im Ort aufhielt, wußte sie, wo sie sich verstecken konnte, ohne den Menschen in die Arme zu laufen.

Ein Geräusch schreckte sie aus ihren Gedanken. Es war hinter ihr aufgeklungen, wo die weite Kurve begann.

Dort kam ein Auto.

Und es war schnell.

Bevor sich Jovanka versah, wurde sie vom Fernlicht erfaßt. Klar und scharf hob sich ihr Körper von der dunklen Straße ab. Jovanka reagierte etwas zu spät. Als sie in den Graben links der Straße sprang, hatte der Fahrer sie schon entdeckt.

Er schaltete zurück.

Der Motor des Autos heulte auf, dann wurde die Bremse getreten, und Reifen radierten über den Belag.

Der Wagen stand.

Das Fernlicht verlosch, aber das normale Licht brannte weiter. Es zeichnete zwei breite, helle Spuren auf die Straße. Dazwischen blinkte in regelmäßigen Intervallen das Rot einer Warnleuchte.

Jovanka lag im Graben. Sie preßte ihren Körper gegen das noch feuchte Laub. Ein Zittern erfaßte ihren Körper. Ein menschliches Gefühl breitete sich aus.

Angst!

War jetzt alles umsonst? Hatten die Häscher es doch schlauer angestellt, als sie dachte.

Der Fahrer stieß eine Wagentür auf.

Schritte!

Jovanka fieberte.

Die Schritte kamen genau auf sie zu und verstummten am Rand der Straße.

»Komm raus, Kleine, ich habe dich längst gesehen!« sagte eine dunkle Männerstimme…

***

London!

Die Stadt und die Menschen, die hier wohnten, litten unter kaltem Sommerwetter. Ein gewaltiges Tiefdruckgebiet hatte Regen gebracht und vielen Ausflüglern den Wochenendtrip vermiest.

Zu denen gehörte auch ich. Mit Jane Collins hatte ich an die Küste fahren wollen, aber daraus wurde nichts. Man brauchte nur in den bleigrauen Himmel zu schauen und die langen Regenfäden zu sehen, da verging einem die Lust.

Wenigstens war es bei mir so. Jane erging es nicht anders, das hörte ich, als ich sie anrief.

»Nein«, sagte sie. »Ich habe auch keine Lust, mich für zwei Tage an

die See zu setzen. Weißt du übrigens, was der Unterschied zwischen einem Urlaub an der See und in London ist?«

»Nein.«

»In London regnet es billiger.«

Ich mußte lachen. Da hatte die Detektivin recht. Was konnte man auch schon in Brighton anstellen? Man saß in den Lokalen und gab Geld aus. Das konnten wir auch in London haben.

»Und was machen wir?« fragte Jane.

Ich zählte einige Dinge auf. »Theater, Essen gehen, schlafen, lesen und noch mehr.«

Dazu hatte Jane keine Lust. Die Stücke, die gespielt wurden, gefielen ihr nicht, mit den Kalorien wollte sie vorsichtig umgehen, und lesen konnte sie auch allein.

»Kann ich davon ausgehen, daß du auf meine Gesellschaft nicht verzichten willst?« erkundigte ich mich.

»Genau, mein lieber John.«

»Ich habe ja Vorschläge gemacht.«

»Laß dir etwas anderes einfallen.«

Ich stöhnte auf und schaute aus dem Fenster, wo alles grau in grau war.

»Und? Ich höre nichts.«

»Gib mir zehn Minuten Bedenkzeit«, bat ich.

»Du bist auch kein bißchen kreativ.«

»Das überlasse ich den Künstlern und Werbemachern.«

Jane fauchte. »Nachdenken kann auch einem Beamten nicht schaden«, konterte sie.

Da hatte ich den Salat. Sie legte tatsächlich auf, und ich mußte lächeln. Wir kannten uns lange genug, so etwas war nicht tragisch. Ich hatte mir gerade eine Zigarette angesteckt, als das Telefon wieder anschlug.

Jane ruft zurück, dachte ich. Es war ein Irrtum. Ich vernahm eine mir bekannte Männerstimme.

»Na, du Wochenendler?«

Das war Bill Conolly.

»Hallo, Familienvater. Was treibt dich denn bei so einem Wetter ans Telefon?«

»Eine Nachbarin.«

»Ist sie hübsch?«

»Du müßtest sie dir ansehen, und sie will dich auch sehen, mein Lieber.«

»Bitte keine Kuppelei.«

»Ist es nicht, John. Alles völlig harmlos. Du kannst sofort kommen, falls du nicht etwas anderes vorhast.«

»Ich würde Jane mitbringen, wenn es die Nachbarin nicht stört.«

Bill lachte richtig fett. »Ganz gewiß nicht. Sie will ja nicht nur mit dir privat plaudern, sondern hat einen ganz bestimmten Grund, weshalb sie dich sehen will.«

»Mein Job läßt mich nicht los«, stöhnte ich.

»Du sagst es.«

»Kommst du?« fragte Bill.

»Wenn nicht, rufe ich dich an.«

»Okay.«

Ich hatte kaum aufgelegt, als der Apparat wieder anschlug. Diesmal war es tatsächlich Jane. »Führst du Dauergespräche?« fragte sie zur Begrüßung.

»Du hast doch gesagt, du würdest zehn Minuten später wieder anklingeln.« Ich stäubte die Asche ab.

»Du darfst eben nicht alles glauben, mein lieber John. Hast du dich schon entschieden?«

»Ja.«

»Das gibt's doch nicht. Und wie?«

»Wir fahren zu den Conollys.« Jane schwieg zwei Sekunden und meinte dann: »Darauf wäre ich kaum von allein gekommen.«

»Wieso? Hast du keine Lust?«

»Originell ist es nicht gerade.«

»Es hat ja auch einen bestimmten Grund. Bill rief an und bat mich darum, zu kommen.«

»Dann ist dir das noch nicht einmal selbst eingefallen?«

»Nein.«

»Schäm dich.«

»Ja, ich stell mich gleich in die Ecke. Was ist? Hast du Lust mitzukommen?«

»Klar.«

»Dann hole ich dich ab.«

Umgezogen war ich schon. Sicherheitshalber nahm ich einen Mantel mit. Auch Jane hatte sich ihren Allwettercoat übergezogen.

Sie begrüßte mich mit einem Kuß, der so richtig guttat.

Es herrschte nicht viel Betrieb in London. Noch immer fiel der Regen aus der grauen Wolkenwand. Das war wirklich ein Reisewetter, das sich im wahrsten Sinne des Wortes gewaschen hatte. Die Reifen schmatzten durch tiefe Pfützen und schleuderten Spritzwasser hoch. Passanten hatten Regenschirme aufgespannt, und als wir Bills Wohngegend erreichten, ließen selbst die Bäume ihre Blätter traurig nach unten hängen.

Bill hatte das Tor bereits geöffnet, so daß wir bis vor das Haus rollen konnten.

Der Reporter kam mit einem aufgespannten Regenschirm angelaufen. Er brachte Jane trocken ins Haus. Ich ging ohne.

Klein-Johnny kam mir entgegen, sprang mir in die Arme und drückte sich an mich.

Die Begrüßung war immer herzlich. Leider hatte ich vergessen, ihm etwas mitzubringen. Bill kam und schickte den Kleinen in sein Zimmer. Ich reichte ihm die Hand.

Es war noch gar nicht lange her, da hatte sein Leben am seidenen Faden gehangen. Mein Freund war in die Gewalt eines Riesenkraken geraten und hatte schon mit seinem Leben abgeschlossen, als wir ihn in letzter Sekunde noch retten konnten.

»Alles klar«, sagte er und grinste. »Aber von dir hört man wieder Sachen.«

»Wieso?«

»Der Krake hatte dir wohl nicht gereicht. Du hast dich ja noch mit U-Bahn-Monstern herumgeschlagen.[1] Demnächst kannst du dein Bett in der Kanalisation aufstellen.«

»Hör auf, mir reicht es langsam.«

»Kann ich mir vorstellen, komm erst mal rein.«

Bill führte mich in den Living-room, wo ich Sheila und auch die Nachbarin begrüßte. Es duftete nach Kaffee und auch nach Kuchen.

Sheila hatte selbst gebacken. Ich verspürte plötzlich Hunger.

Die Nachbarin hieß Vivian Rutland. Ich erfuhr, daß sie drei Häuser weiter wohnte und daß ihr Mann als Repräsentant einer Schnellimbißkette überall in der Welt unterwegs war.

Mrs. Rutland war eine gepflegte Frau. Ich schätzte sie auf 40. Die rötlich braun gefärbten Haare lagen, wohlfrisiert um ihren Kopf. Sie trug ein blauweiß gestreiftes Sommerkostüm und eine helle Bluse.

Das aparte Gesicht war dezent geschminkt, doch der Augenausdruck gefiel mir nicht. Er war unruhig, und es schien mir, als hätte diese Frau große Angst.

Sie rauchte eine Zigarette sehr hastig. Das Lächeln wirkte ebenfalls nicht echt.

Sheila schenkte Kaffee ein. Sie hatte ihr blondes Haar hochgesteckt, was ihr ein etwas damenhaftes Aussehen gab.

Ich nahm Milch und Zucker. Natürlich auch ein Stück Kuchen.

Während wir aßen und tranken, drehten sich die Gespräche um das Wetter, dann um Klein-Johnny und weitere Allerweltsprobleme.

Auch Mrs. Rutland beteiligte sich an der Unterhaltung. Wenn Sheila von Johnnys Streichen erzählte, klang ihr Lachen ein wenig schrill. Sie stand wirklich unter Dampf.

Nach dem Kaffee holte Bill die Flasche mit dem alten Cognac.

Auch ich nahm einen Schluck. Mrs. Rutland bekam einen Doppelten gereicht. Nachdem wir uns zugeprostet hatten, sorgte Bill Conolly dafür, daß Mrs. Rutland zur Sache kam.

»Nun erzählen Sie mal, was da genau in diesem französischen

Internat passiert ist.«

Ich hob den Blick. »In Frankreich?«

»Ja, Mr. Sinclair. Ich muß vorausschicken, daß wir eine 18jährige Tochter namens Sue haben. Sie wollte unbedingt in ein französisches Internat. Damit hat sie uns so lange gequält, bis wir ihr den Wunsch nicht mehr abschlagen konnten. Sue fuhr also nach Frankreich. In den Ferien kam sie wieder zurück und verlebte hier in London die Tage. Sie brachte auch gute Zensuren mit, die Lehrpersonen waren mit ihr zufrieden, wir hatten also keinen Grund, uns Sorgen zu machen. Sue wurde älter, und sie lernte auch junge Männer kennen. Wir haben uns auch nie Sorgen gemacht, unsere Tochter ist ein verantwortungsbewußter Mensch, sie weiß genau, wie weit sie zu gehen hat. Doch seit einigen Monaten ist alles anders.« Mrs. Rutland nahm einen Schluck Cognac, bevor sie weitersprach.

Bill schenkte nach.

»Es begann mit einem Brief, in dem sie uns von einem Mann vorschwärmte, der an der Schule unterrichtet. Er heißt Marcel Vasely und scheint bei allen Schülerinnen sehr beliebt zu sein. Ein Hahn im Korb, wie man annehmen müßte. Nun, wir lächelten darüber. Es ist ja nicht schlimm, daß ein junges Mädchen für seinen Lehrer schwärmt. Ihre nächsten Briefe waren anders. Da schrieb sie von langen nächtlichen Spaziergängen, von einem herrlichen Vollmond und von Wölfen, die sich im Schein baden. Wir waren zwar beunruhigt, aber haben die Sache nicht ernst genommen. Neulich sah ich im Spätprogramm einen alten Gruselfilm. Ich wollte an sich ins Bett gehen, doch dann blieb ich sitzen, denn der Film handelte von diesem Wolfsthema. Genauer noch, man sprach von Werwölfen, von Wesen, die bei Vollmond auf Jagd nach Menschen gingen. Da fielen mir wieder die Briefe unserer Tochter ein. Ich wartete den nächsten ab, und darin war abermals die Rede von einem Werwolf. Noch ein Name fiel. Lupina! Sie soll die Königin der Wölfe sein, und Sue würde sie irgendwann einmal kennenlernen. Sie könnte es kaum erwarten.«

Innerlich war ich zusammengezuckt, obwohl ich mir äußerlich nichts anmerken ließ.

Der Name Lupina war gefallen und hatte damit die Verbindung zu Dr. Tod und der Mordliga geschaffen. Erst vor einigen Tagen hatte ich meinem Erzfeind fast gegenübergestanden. Bevor es jedoch zu einer Begegnung kam, war er geflohen. Sollte er sich nach Frankreich abgesetzt haben, um dort zu einem neuen Schlag auszuholen.

Daran wollte ich nicht glauben. Solo Morasso, wie Dr. Tod auch hieß, suchte nach wie vor sein letztes Mitglied der Mordliga, Xorron genannt. Lupina paßte mir nicht in dieses Spiel. Hatte er sie vielleicht allein losgeschickt?

Bill und Jane warfen mir bezeichnende Blicke zu. Auch sie wußten

Bescheid und warteten auf meine Frage, die ich auch gleich danach stellte.

»Hatte Ihre Tochter vielleicht Kontakt zu dieser Lupina, Mrs. Rutland?«

»Nein, Mr. Sinclair. Das konnte man den Briefen nicht entnehmen. Sie hat nur den Namen geschrieben und mir mitgeteilt, daß man auf sie wartete.«

»Wer?«

Etwas erstaunt schaute mich die Frau an. »Meine Tochter, glaube ich. Vielleicht auch dieser Marcel.«

»Der bestimmt.«

Mrs. Rutland lächelte etwas verlegen. »Ich weiß nicht, Mr. Sinclair, ob es richtig war, Ihnen die Geschichte zu erzählen. Vielleicht langweilt es Sie auch. Ich hatte gestern mit Mrs. Conolly darüber gesprochen, und sie war der Meinung, daß man Sie hinzuziehen sollte, Herr Oberinspektor.«

»Da hat Mrs. Conolly genau richtig reagiert.« Ich warf Sheila einen lobenden Blick zu.

»Dann halten Sie mich nicht für überdreht oder für eine Spinnerin?«

»Auf keinen Fall«, wehrte ich ab. »Aber um noch einmal auf Ihre Tochter zurückzukommen. Haben Sie Sue in der letzten Zeit zu Gesicht bekommen?«

»Ja.«

»Kam sie Ihnen verändert vor?«

»Lassen Sie mich nachdenken.« Die Frau überlegte eine Weile, bevor sie antwortete. »Direkt verändert nicht, aber sie war stiller geworden als sonst. In sich gekehrter.«

»Hat sie von Lupina gesprochen?«

»Nein, der Name wurde nur im Brief erwähnt. Und das war nach unserem Treffen.«

Ich war mit meiner Fragerei noch nicht am Ende. »Hat Ihre Tochter während der Ferien bei Ihnen gewohnt?«

»Natürlich, das sagte ich.«

Ich lächelte. »Sorry, ich vergaß. Meine Frage zielte eigentlich in eine andere Richtung. Wie verhielt sich Ihre Tochter des nachts?«

Mrs. Rutland wurde ein wenig rot. »Ist das nicht etwas indiskret gefragt, Mr. Sinclair?«

Bill stand mir bei. »Es geht hier nicht um das nächtliche Liebesleben Ihrer Tochter, das wir ihr alle gönnen, sondern um ihr Verhalten.«

Ich nickte bestätigend.

»Ja«, meinte Mrs. Rutland nach einer Weile. »Dann kann ich Ihnen nicht viel sagen. Sue ist niemals ausgegangen. Sie war immer zu Hause, und das wunderte mich. Nachts stand sie am Fenster und schaute hinaus.«

»In den Himmel?« fragte ich zwischen.

»Ja, zum Mond hoch, wenn Sie es genau wissen wollen. Ich habe sie mal danach gefragt. Da nahm sie mich an die Seite, lächelte und sagte: Ist er nicht fantastisch, Mum? Dieser Mond ist doch viel schöner als die Sonne.«

»Was haben Sie darauf geantwortet?« wollte ich wissen.

»Nichts. Zuerst habe ich gelacht. In den nächsten beiden Nächten bin ich wieder ins Bett gegangen und hinterher überhaupt nicht mehr aufgestanden.«

»Wo liegt das Internat?« erkundigte ich mich.

»In Frankreich.« Sie hüstelte. »Wollen Sie wirklich dorthin fahren, Mr. Sinclair?«

»Alle Anzeichen sprechen dafür.«

»Aber es ist nichts passiert. Meine Tochter ist keine Verbrecherin.«

»Das habe ich auch nicht gesagt. Sie kennen doch das Sprichwort: Vorbeugen ist besser.«

»Natürlich.« Mrs. Rutland strich ihren Rock glatt und erhob sich.

»Dann möchte ich mich verabschieden«, sagte sie.

Auch wir standen auf. »Darf ich Sie noch um die Adresse bitten, Mrs. Rutland?«

»Pardon, das hätte ich fast vergessen. Hier.« Sie öffnete ihre Handtasche und holte eine kleine Karte hervor, auf die der Name gedruckt war.

Ich las halblaut und übersetzte auch gleich. »Internat für Mädchen und anerkannt als internationale Schule. Graveline, Rue Marique 45.« Ich wandte mich an Bill. »Kennst du den Ort?«

»Nein.«

»Nicht weit von Calais«, erklärte Mrs. Rutland. »Etwa 25 Meilen.«

»Das ist ja ein Katzensprung«, lachte ich.

»Und was werden Sie unternehmen, Mr. Sinclair?« erkundigte sie sich.

»Das weiß ich noch nicht.«

»Auf jeden Fall vielen Dank.« Sie wandte sich zum Gehen und wurde von Bill begleitet.

Jane stieß mich an. »Willst du tatsächlich fahren?« fragte sie und schreckte mich aus meinen Gedanken hoch. Ein Internat hatte bereits mehrere Male bei Fällen eine Rolle gespielt. Ich erinnerte mich noch an die Schule in Norddeutschland, wo wir die drei teuflischen alten Weiber gestellt hatten. Das war damals ein wirklich haarsträubender Fall gewesen.[2]

»Schläfst du?« fragte Jane.

»Nein, nein, ich denke nur nach.«

»Dann willst du also fahren?«

»Natürlich.«

»Allein?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das glaube ich kaum. Ich werde Suko mitnehmen.«

»Und als was willst du dort auftreten? Mal wieder den Lehrer mimen oder Ähnliches?«

»Ich weiß noch nicht. Einen Lehrer auf keinen Fall. Vielleicht einen englischen Schulleiter, der sich französische Internate ansieht. Das muß ich noch mit dem Alten besprechen.«

»Wie du meinst. Aber da ist noch etwas, John.« Jane legte den Kopf schief und schaute mich von der Seite her an. »Es kommt überhaupt nicht in Frage, daß du mit Suko allein fährst.« Sie tippte gegen ihre Brust. »Ich bin nämlich auch mit von der Partie.«

»Nein.« Ich verdrehte die Augen.

Jane stampfte mit dem Fuß auf. »Doch, mein Lieber. Oder glaubst du, ich lasse dich dorthin fahren, wo du mit deiner ehemaligen Freundin Lupina allein zusammen bist?«

Dieser Collinschen Logik hatte ich wirklich nichts mehr entgegenzusetzen.

***

Sie hatte ihr Gesicht in die Erde gewühlt. Spürte Gras, Laub und Dreck auf den Lippen und im Mund und die Worte genau verstanden. Jovanka wurde klar, daß sie entdeckt worden war. Es gab keine Flucht mehr und kein Zurück. Man würde sie als Mörderin festnehmen und verurteilen.

»Los, komm da endlich hoch!« Die Stimme klang ungeduldiger als beim erstenmal.

Jovanka bedauerte es jetzt, daß sie das Gewehr weggeworfen hatte. So hätte sie sich wenigstens noch verteidigen können, aber das war nun nicht mehr drin.

Der andere hielt die besseren Trümpfe in der Hand, und er spielte sie eiskalt aus.

Sie bewegte sich. Laub raschelte, als ihre Hände darin herumwühlten. Als sie den Kopf drehte, sah sie die Silhouette des Mannes am Graben. Restlicht streifte ihn. Er trug eine enge Hose und einen Pullover. Die Arme hatte er angewinkelt und die Hände in die Hüften gestützt. Er stand dort wie der große Sieger.

Eine Hand streckte sich ihr entgegen. Sie griff danach, denn jetzt war ihr alles egal.

Der Mann zog sie hoch.

Zum erstenmal sah Jovanka sein Gesicht. Nein, dieser Mann hatte sich nicht unter den Häschern befunden, wenigstens hatte sie ihn nicht gesehen. Er war ein Typ mit schwarzen, etwas lockigen Haaren. Kurz geschnitten lagen sie auf seinem Kopf. Seine Hände waren kräftig, sie

konnten zupacken. Dunkle Augen musterten Jovanka kühl. Der Mund war etwas schmal, mit einem spöttischen Zug versehen. Dieser Mann wußte genau, was er wollte, der ließ sich nichts vormachen.

Ohne Jovanka loszulassen, deutete er auf den Wagen. Es war ein seegrüner Renault Alpine, ein kleiner Flitzer. »Wollen wir nicht einsteigen?«

Jovanka stemmte sich gegen seinen Griff. »Wo bringen Sie mich hin, Monsieur?«

»Wohin möchten Sie denn gern?«

»Nach Graveline nicht.«

»Bon, Ihr Wunsch ist mir Befehl, Mademoiselle.«

»Gehören Sie nicht zu den anderen?«

»Nein, aber wenn wir noch lange hier herumstehen, könnten die anderen Sie sehen.«

»Dann wissen Sie über mich Bescheid?« Die Augen des Mädchens wurden groß.

»In etwa.«

Jovanka begriff nichts mehr. Wer war dieser seltsame Fremde, vor dem sie so gar keine Angst verspürte? Dieser Mann besaß Macht über sie, der konnte mit ihr machen, was er wollte, das merkte sie ganz deutlich. Und so etwas war noch nie mit ihr geschehen.

Die Fahrertür stand offen. Er öffnete für Jovanka die andere.

»Steigen Sie ein.«

Jovanka gehorchte automatisch. Der Schalensitz war tief. Sie hatte noch nie darin gesessen und fiel fast hinein. Der Mann schlug die Tür zu. Dann startete er.

Der Wagen vibrierte. Man merkte die Kraft, die in ihm steckte.

Raketengleich schoß er vor. Der Fahrer saß entspannt hinter dem Lenkrad. Fast lässig hielt er das kleine Steuer fest. Um seine Mundwinkel hatte sich ein Lächeln gegraben.

»Wohin fahren wir jetzt?« fragte Jovanka. Ihre Stimme zitterte noch immer.

»Laß dich überraschen, meine Kleine.«

Sie zuckte zusammen, als der Schwarzhaarige sie Kleine nannte.

Das klang vertraut. Normalerweise hätte sie sich dagegen gewehrt, doch hier schaffte sie es nicht. Sie spürte, daß dieser Mann ihr überlegen war und richtete sich danach. Jovanka zog Knie und Schultern an. Sie rollte sich zusammen wie eine Katze. Hin und wieder warf ihr der Mann einen spöttischen Blick zu.

Jovanka schaute aus dem Fenster. Die Straße kannte sie. Sie führte der Küste entgegen und damit auch nach Graveline, dem Ort, aus dem auch die Männer gekommen waren. Es war keine breite Hauptstraße, sondern eine kurvenreiche Strecke, zum Teil nicht einmal gepflastert, sondern nur mit Kopfsteinen bedeckt, wie in Graveline. An diesem

kleinen Ort ging das Leben vorbei. Einfach deshalb, weil Calais in der Nähe lag. Von dort legten die Fähren über den Kanal ab.

Jovanka sah vor sich einige Lichter schimmern. Das war schon Graveline. Rechts davon lag die Schule. Sie war wie das Schloß auf einen Felsen gebaut worden, und bei klarem Wetter konnte man in der Ferne das Meer sehen.

Langsam begann Jovanka nachzudenken. Dieser Mann verhielt sich äußerst schweigsam, er hatte bisher nicht seinen Namen genannt, und das Mädchen wollte endlich wissen, mit wem sie es zu tun hatte. Deshalb fragte sie: »Wie heißen Sie?«

Da lachte er.

Im Wagen war es fast dunkel. Die Instrumentenbeleuchtung schuf ein fluoreszierendes grünes Licht, das sich als matter Schein über die Gesichter der beiden Menschen legte.

Doch dieses Grün wurde unterbrochen. Jovanka merkte, als etwas Rotes leuchtete.

Sie drehte den Kopf.

Der Mann fuhr langsamer. Bis auf die Hälfte ging er mit der Geschwindigkeit zurück und wandte Jovanka für einen Moment voll sein Gesicht zu.

Die junge Zigeunerin schrie auf!

Jetzt wußte sie, woher der rote Schein kam.

Auf der Stirn des Fahrers prangte das Zeichen, das Mal der Vaselys. Es gab keine andere Erklärung. Der Mann, der neben Jovanka saß, war ihr Bruder!

***

Sie brauchte ein paar Sekunden, um die Erkenntnis zu begreifen.

Dann flüsterte sie: »Du bist mein Bruder?«

»Sicher.«

Jovanka atmete tief durch. Gerettet! schoß es ihr durch den Kopf.

Das Gefühl der Freude war wie ein atemberaubender Rausch, der sie erfaßt hatte.

»Gerettet!« flüsterte sie. »Ich bin gerettet.«

Ihr Bruder lachte. »Ja, du hast Glück gehabt, meine Liebe. Sogar großes Glück. Aber wir Vaselys entgehen unserer Bestimmung nicht. Keine Angst.«

Sie nickte.

Marcel zündete sich eine Zigarette an. Im Schein der kleinen Flamme wirkte sein Gesicht noch schmaler. Es hatte ein raubtierhaftes Aussehen. Erst jetzt fielen dem Mädchen die zahlreichen kleinen Haare auf, die den Arm und die Hände des Mannes bedeckten. Manche Frau hätte sich abgestoßen gefühlt, nicht so Jovanka.

Sie fühlte sich als gleiche unter gleichen.

»Und wo fährst du jetzt hin, Marcel?«
»Zu mir.«
»Gut.«
»Jurina ist tot«, stellte der Mann fest. »Da können wir nichts mehr machen.«
»Und wer hat sie umgebracht?« fragte Jovanka. »Hast du den Mörder gesehen.«
»Es waren viele. Da ist jeder schuld.«
»Werden wir ihren Tod rächen?«
»Das ist möglich. Die Vaselys haben sich lange genug geduckt. Der Fluch des alten Blutes muß in Erfüllung gehen, meine Kleine. Wir alle sind daran beteiligt, keiner darf sich drücken. Auch du nicht, Jovanka.«
»Und Silva?«
Da hob Marcel die Schultern. »Sie ist eine unbekannte Größe in unserem – Rachespiel.«
»Dann kennst du sie nicht?«
»Nein.«
»Wo kann sie sich denn herumtreiben?«
»Das weiß ich auch nicht. Sie muß aber dem Ruf des Blutes Folge leisten. Eine andere Chance gibt es nicht, wenn du verstehst, was ich meine.«
»Ja, natürlich.«
Marcel bog kurz vor dem Dorf rechts ab. Über eine schmale Straße fuhr er hoch zum Internat. Eine Steinmauer begrenzte die Fahrbahn an der linken Seite. Dort wuchs Efeu und breitete sich auch immer weiter aus. Die Kurven waren eng. Marcel nahm sie mit der Routine eines Könners.
»Und Lupina?« fragte das Mädchen.
»Sie ist die große Unbekannte.«
»Was ist, wenn sie kommt?«
»Haben wir ihr zu gehorchen«, erwiderte der Mann. »Sie ist die Königin der Wölfe.«
Jovanka warf ihrem Bruder einen schnellen Blick zu. »Gefällt dir so etwas?«
»Darauf kommt es nicht an, kleine Jovanka. Ich habe zu gehorchen, du mußt gehorchen.« Er fuhr auf einen Parkplatz, stoppte und stieg aus.
»Einen Koffer hast du nicht?« fragte er.
»Nein.«
»Wir werden dir schon neue Kleider besorgen.« Er legte brüderlich seinen Arm um ihre Schulter, als sie auf ein kleines Tor zugingen.
»Was werden die anderen sagen, wenn sie dich so sehen?« fragte Jovanka.

»Was sollen sie sagen? Nichts.«
»Da bin ich mir nicht so sicher.«
»Außerdem bist du meine Schwester.«
»Was nicht alle wissen.«
»Das geht die anderen nichts an und fertig. So, jetzt laß uns aber hochgehen.«
Marcel Vasely schloß die Tür auf. Niemand von ihnen ahnte, daß sie bereits beobachtet wurden…

***

Es waren brennende Blicke, die gegen ihren Rücken stachen und wie Dolche wirkten.
Ein Mädchen stand am Fenster, schaute hinunter in den Hof, sah den Wagen und bekam mit, wie die beiden ausstiegen. Den Mann hatte sie genau erkannt.
Es war Marcel!
Ihr Marcel.
Und er hatte eine andere bei sich. Ein anderes Weib. Er wollte sie betrügen, obwohl er ihr seine Liebe geschworen hatte. Sie erinnerte sich noch deutlich an die Worte, und jetzt war wieder alles vergessen.
Aber das hatte er nicht umsonst getan, das nicht. Die beiden verschwanden. Sie nahmen den Seiteneingang, dort ging es auch zu den Wohnungen des Lehrpersonals. Den Weg kannte sie im Schlaf.
Mehr als einmal war sie ihn gegangen.
Sue Rutland wußte genau, was sie zu tun hatte. Wenn du mich betrügst, bringe ich dich um, hatte sie einmal in einer schwachen Stunde gesagt. Dann töte ich dich.
»Das kannst du ruhig!« So lautete die Antwort. Marcel hatte damals gelacht. Er ahnte nicht, wie ernst es Sue mit ihrem Versprechen gewesen war.
Sie würde ihn töten!
Während sie den schmalen Schrank öffnete, rannen Tränen aus ihren Augen. Sie machte kein Licht. Was sie finden wollte, das fand sie auch in der Dunkelheit.
Eine Pistole.
Die Waffe hatte sie vor einigen Monaten im Wald gefunden. Es war eine Armeepistole, die irgend jemand vergessen hatte. Sue stolperte buchstäblich darüber. Sie nahm die Pistole an sich und stellte fest, daß sie geladen war.
Und Sue kannte sich mit Waffen aus. Ihr Vater besaß eine stattliche Sammlung. Er hatte sie einige Male zum Schießplatz mitgenommen und ihr das Schießen erklärt. Sue war gewissermaßen eine Naturbegabung gewesen, sie brauchte nicht groß zu üben, sie traf, wenn sie schoß.

Trotz ihrer Aufregung wirkten die Bewegungen, mit denen sie die Pistole durchcheckte, ruhig und gelassen. Dann nickte sie zufrieden und verstaute die Waffe im Gürtel des Rocks.

Bevor sie das Zimmer verließ, warf sie noch einen Blick zum Fenster. Am Himmel stand der Mond.

Sue zuckte zusammen.

Sie hatte den Erdtrabanten lieben gelernt. Nicht zuletzt wegen ihres Lehrers, der von dem Vollmond begeistert war. Auch Sue spürte die Kraft, die von ihm ausging. Früher hätte sie so etwas nie für möglich gehalten. Heute war alles anders.

Ja, es war wirklich alles anders. Verflogen der Zauber. Hinweggewischt die Liebe, verschwunden die langen Nächte voller Zärtlichkeit. Aus Liebe war Haß geworden. Eine Flutwelle, die sich einfach nicht mehr stoppen ließ.

Sue verließ das Zimmer. Sie trat hinaus in den Gang, wo alles so ruhig war. Kein Laut drang an ihre Ohren. Sie konnte die Stille schon fast greifen.

Auf Zehenspitzen ging sie weiter. Die rechte Hand lag auf der Waffe. Sie spürte das kühle Metall und dachte daran, wie leicht es sein würde, Marcel zu töten.

Unhörbar gelangte sie an die Zimmertür ihres Lehrers. Dort blieb sie stehen und legte ein Ohr gegen das Holz.

Keine Geräusche.

Das hatte allerdings nichts zu sagen, das Holz war dick, es schluckte den Schall.

Hatte er abgeschlossen?

Sie legte ihre Hand auf die Klinke. Jetzt kam es darauf an. Wenn er nicht zugeschlossen hatte, dann war er verloren. Dann würde ihn nichts mehr retten.

Sue drückte die Klinke nach unten. Die Tür war offen! Fast hätte sie einen Jubelschrei ausgestoßen. Im letzten Augenblick konnte sie ihn unterdrücken. Sie lehnte sich gegen die Tür und stieß sie auf.

Sie knarrte nicht in den Angeln. Lautlos schwang sie nach innen.

Der Weg war frei.

Ein düsteres Zimmer. Der Mond war weitergewandert. Sein Schein fiel nicht mehr durch das Fenster. Sue sah die beiden Gestalten, die im Bett nebeneinanderlagen und schliefen. Sie wischte sich über die Augen und ging noch näher heran. Nein, das waren keine zwei Gestalten, sondern nur eine. Im ersten Augenblick hatte sie sich täuschen lassen.

Die zweite lag auf dem Boden, und zwar dicht neben dem Fenster, dessen rechter Flügel offenstand.

Sue schaute genauer hin und erkannte das Mädchen, mit dem Marcel gekommen war.

Ein böses Lächeln umspielte die Lippen der Schülerin. Auch die Fremde würde an die Reihe kommen. Sue scheute auch vor einem Doppelmord nicht zurück.

Sie ging noch näher an das Bett heran und zog dann ihre Armeepistole hervor.

Marcel wandte ihr den Rücken zu und schlief. Er schlief, als hätte er ein gutes Gewissen, als könnte er kein Wässerchen trüben. Aber das war ein Irrtum, sogar ein gefährlicher.

Die Decke war etwas herabgerutscht. Frei lag der Rücken vor der Mündung.

Sie lächelte. Sollte sie ihn erst ansprechen?

Nein, sie würde ihn so töten. Der Haß hatte sämtliche Bedenken weggeschwemmt. Dieser Mann mußte umgebracht werden. Er hatte sie zu sehr enttäuscht.

Ihr Zeigefinger umfaßte den Stecher. Sie brauchte ihn nur zurückzuziehen, dann war alles erledigt.

Sue überwand den Druckpunkt.

Es gab ein peitschendes Geräusch, das unnatürlich laut in der herrschenden Stille wirkte. Die Kugel verließ den Lauf und hieb in den Rücken des Schlafenden. Sue sah, wie er unter dem Einschlag zusammenzuckte, sie wollte noch einmal schießen, brachte es jedoch nicht übers Herz.

Der Arm mit der Waffe sank nach unten.

Hinter ihr schreckte das Mädchen hoch. Sue drehte sich um und sah die Bewegung. Dieses kleine schwarzhaarige Biest hatte sich hingesetzt, und Sue legte auf sie an.

»Du bist auch noch an der Reihe«, flüsterte sie. Sie schaute die Fremde dabei an, bohrte ihren Blick in deren Augen und genoß es, die rächende Siegerin zu sein. »Laß das!«

Wie unter einem Peitschenhieb zuckte sie zusammen, als die Stimme in ihrem Rücken aufklang. In ihren Adern schien plötzlich kein Blut mehr zu fließen, sondern Eis. Auf einmal war sie unfähig, sich zu rühren. Die Stimme hinter ihr gehörte einem Mann, der eigentlich hätte tot sein müssen.

Marcel hatte gesprochen!

Schritte, die sich ihr näherten. Sie sah ihn nicht, aber sie spürte, daß er dicht hinter ihr stand. Er griff an ihr vorbei und seine rechte Hand fand ihr Gelenk.

Er drückte zu.

Sue schrie auf. Der Kraft hatte sie nichts entgegenzusetzen.

Automatisch öffnete sie die Finger. Die Waffe polterte zu Boden.

Und sie sah noch mehr.

Die Hand war nicht mehr normal, sondern eine fellüberwucherte Pranke.

Sue bekam einen regelrechten Schock. Im ersten Moment begriff sie nichts, dann jedoch wurde ihr bewußt, daß Marcel nicht mehr der war, den sie kannte. Alte Gespräche fielen ihr wieder ein. Hatte er nicht von Werwölfen geredet? Von den hellen Vollmondnächten, die für Werwölfe Balsam waren?

Ja, sie erinnerte sich genau, und plötzlich wußte sie die Wahrheit.

»Dreh dich um, kleine Sue!«

Auch die Stimme klang nicht mehr normal. Sie war mehr ein gefährliches Knurren.

Sue gehorchte zitternd.

Diesmal konnte sie einen Schrei nicht unterdrücken. Aus Marcel war ein Werwolf geworden!

***

Sue Rutland schaute auf eine Bestie!

Über und über war der Mann mit einem pelzigen Fell bedeckt.

Der Kopf war eine längliche Schnauze, die, aufgeklappt, gefährliche Reißzähne zeigte. Tückische, schmale, gelbe Augen starrten sie mit einem erbarmungslosen Blick an. Lebensgroß war der Wolf. Die Füße waren zu Tatzen geworden, die Hände zu gefährlichen Pranken, die mit ihren Nägeln an scharfe Messer erinnerten.

Marcel war zu einer Horror-Gestalt geworden. Vor ihr stand ein Abziehbild des Schreckens.

Die Angst überfiel sie mit Macht. Sie zitterte. Es war Sue nicht möglich, ein klares Wort herauszubringen. Wie zugebunden war ihre Kehle.

Sie nahm die Scheußlichkeit der Bestie voll in sich auf, und sie wußte plötzlich, daß auch der Schuß auf ihn nichts hatte nutzen können. Werwölfe konnte man nicht mit einer Kugel töten. Sie hätte schon Silber nehmen müssen.

»Du wolltest mich umbringen?« flüsterte Marcel. Sue mußte sich anstrengen, um ihn überhaupt zu verstehen. »Wolltest du mich wirklich töten, kleine Sue?«

Die Schülerin nickte, obwohl sie es gar nicht wollte. Aber sie stand dermaßen unter dem Bann dieser Bestie, daß es ihr unmöglich war, eine gegenteilige Antwort zu geben.

»Warum wolltest du mich umbringen?«

»Wegen ihr.« Die Antwort war kaum zu verstehen.

Da lachte der Werwolf. Es war kein menschliches Lachen, sondern ein keuchendes Gelächter, das irgendwie abstoßend klang.

»Wegen ihr wolltest du mich umbringen? Du bist verrückt, du bist wahnsinnig, meine Kleine.«

»Sag das nicht!«

Marcel wischte mit der Pranke durch die Luft. Sue zuckte zusammen.

Ein gieriges Fauchen drang aus dem Maul. »Weißt du, wer sie ist, Kleine?«

Sue schüttelte den Kopf. »Sie ist meine Schwester. Meine Schwester Jovanka! Hast du verstanden?«

Sue erstarrte. In ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Das war ein Bluff, das konnte doch nicht sein. Lüge, List und Täuschung.

Niemals war sie die Schwester.

»Du glaubst mir nicht?« fragte Marcel.

Sue schüttelte heftig den Kopf.

»Sag du es ihr, Jovanka!«

»Ich bin seine Schwester.«

Sue drehte sich um, als sie den Satz hörte. Jovanka lächelte.

Vielleicht war es dieses Lächeln, was Sue in ihrer Meinung bestärkte. Sie glaubte den beiden kein Wort. Nein, das waren niemals Geschwister.

Und sie sagte es auch. »Nie!« schrie sie. »Nie seid ihr Geschwister!«

Da griff die Bestie zu. Sue sah, wie der Werwolf seine Pranken hochriß. Dicht vor ihren Augen schimmerten die Krallen. Sue wollte noch wegducken – zu spät.

Marcel schlug bereits zu.

Stoff zerriß knirschend. Sue spürte die scharfen Krallen auf der Haut und hörte das hämische Lachen der Schwester. Sie sah das Blut an ihren Armen und erkannte die Bestie vor sich, die ihr Maul weit aufgerissen hatte.

Zähne schimmerten wie Dolche.

»Ja, friß sie. Töte sie!« kreischte Jovanka, lief vor und stieß Sue an.

Die Geschwister wurden zu wahren Teufeln. Der Fluch des Blutes drang voll durch.

Sue hatte keine Chance. Sue wurde gegen die Bestie katapultiert, die sie sofort umfaßte. Die gewaltigen Pranken drückten erbarmungslos zu. Sie hieben in den Rücken des Mädchens, rissen dort tiefe Wunden, und Sue bog ihren Oberkörper durch. Sie wollte schreien. Der Mund stand bereits offen, als ein Hieb ihr Gesicht traf, der sie auf das Bett schleuderte und in eine tiefe Bewußtlosigkeit riß.

Jovanka hatte zugeschlagen. Sie hielt die Steinfigur noch in der Hand, und ihre Augen funkelten im Blutwahn.

»Jetzt gib ihr den Rest!« keuchte sie. Der Werwolf gehorchte!

***

Wir hatten nicht nur meinen Wagen genommen, sondern auch die Fähre von Dover nach Calais.

Ungefähr zwei Stunden mußten wir über den Kanal schippern, dann hatten wir Frankreich erreicht.

Jane war natürlich mitgefahren. Alles Reden hatte nichts genutzt, sie

ließ sich nicht davon abbringen, mich zu begleiten. Der Name Lupina war gefallen, und da reagierte die Detektivin allergisch.

Suko hatte ich ebenfalls mitgenommen, Bill war zähneknirschend zu Hause geblieben. Zudem hatte er seiner Frau versprochen, für eine Woche in Urlaub zu fahren, und das Versprechen mußte er halten.

Es war kein erfreuliches Sommerwetter. Die Küste lag im Dunst.

Sommerwolken hingen ziemlich tief, ein steifer Wind wehte von Westen her und wühlte das graugrüne Meer auf.

Wir hatten uns an Deck begeben, denn der Wagen stand im Bauch der großen Fähre, neben den anderen Fahrzeugen. Sogar einen Zug nahm das Schiff mit und jede Menge Touristen. Wir hatten überhaupt Glück gehabt, denn es war verdammt schwer gewesen, einen Platz zu bekommen.

Suko hockte auf einer Bank und schaute auf die Wasserfläche. Er entspannte sich.

Jane stand neben mir.

Sie hatte Angst vor der Seekrankheit.

»Dann geh lieber nach unten«, sagte ich.

Die Detektivin wandte mir ihr blasses Gesicht zu. »Noch geht es ja.«

»Soll ich dir eine Tüte holen?«

»Hör auf, John.«

Ich zuckte die Schultern. »Da meint man es gut und bekommt nur Nackenschläge. Mitleid habe ich nicht. Du hättest ja zu Hause bleiben können.«

»Und du wärst wieder zum Werwolf geworden.«

»So etwas passiert mir nur einmal.«

»Da bin ich nicht sicher.«

Jane wollte noch etwas hinzufügen, das ging nicht. Ihr Magen hatte was dagegen. Sie wurde noch blasser, Schweiß sammelte sich auf der Stirn, und sie schluckte.

Ich stützte sie. »Komm, ich bringe dich unter Deck. Dort sind die Toiletten.«

Sie nickte nur. Suko schaute uns nach. Zu sagen brauchte ich nichts, er wußte auch so, was mit Jane los war.

Die Fähre war ziemlich groß. Zahlreiche Menschen begegneten uns. Ich sah, daß Jane nicht die einzige war, der es schlecht ging.

Auch andere Fahrgäste liefen mit bleichen Gesichtern durch die Gänge und suchten die Toiletten auf.

Jane fand eine freie Kabine. Sie stürzte hinein, und ich wandte mich ab.

Besonders ging es mir auch nicht. Aber mir war nicht so übel, daß der Magen wieder hochkam. Im Moment befand ich mich auf dem Unterdeck. Dort standen auch die Wagen, und den Zug sah ich ebenfalls. Musikfetzen erreichten meine Ohren. Ein Deck höher gab es

den großen Unterhaltungsraum mit einer riesigen Bar. Dort war immer der Teufel los, wie man so schön sagt, denn es gab auch Leute, denen eine Seefahrt über den Kanal nichts ausmachte.

Ich hatte keine Lust, mich in einen Partytrubel zu stürzen. Statt dessen wollte ich mir das Schiff ansehen. Mein Ziel war der Bentley.

Dort lag auch mein Mantel im Kofferraum.

Ich stiefelte los und passierte den gewaltigen Durchgang, so daß ich in den Bauch der Fähre gelangte.

Hier stand Wagen neben Wagen. Links von mir sah ich den Zug.

Diese Halle hier war fast so groß wie ein Fußballfeld. Es war sagenhaft, was da alles hineinpaßte.

Da wir ziemlich zum Schluß auf die Fähre gefahren waren, stand der Bentley ziemlich weit hinten. Ich suchte nach einem Durchgang.

Der war gar nicht einfach zu finden, so dicht, wie die Wagen hier nebeneinander parkten.

Schließlich hatte ich einen Gang entdeckt und schritt ihn entlang.

Fünf Minuten später erreichte ich den Bentley. Hier unten stank es nach Abgasen und Öl. Diese abgestellten Wagen schienen zu leben.

Von einem in der Nähe abgestellten Truck tropfte noch Wasser auf den Boden.

Ich befand mich allerdings nicht allein hier unten. Wenn ich über die Dächer der Autos schaute, erkannte ich hin und wieder die Köpfe einiger Passagiere, die ebenfalls zu ihren Fahrzeugen gehen wollten.

Weiter rechts sah ich mehrere Wagen. Es war nur ein zufälliger Blick, aber sofort wurde ich aufmerksam.

Das waren keine Trucks oder Personenkraftwagen, sondern ein Relikt aus der alten Zeit.

Zirkuswagen!

Vier zählte ich. Zwei standen jeweils nebeneinander; Ich war tatsächlich auf einen kleinen Wanderzirkus gestoßen, der ebenfalls über den Kanal strebte.

Ich zog den Mantel an, ließ ihn offen und beschloß, mir den Wagen genauer anzusehen.

Eine helle Kinderstimme schallte durch die Garage. »Mummy, Mummy, schau mal, Zirkuswagen.«

»Ja, ist schon gut. Komm jetzt!« antwortete die Mutter.

»Laß uns doch mal nachsehen.«

»Bitte, Billy, wir haben keine Zeit.«

»Mummy, einmal. Daddy hat schon nichts dagegen.«

»Wenn du meinst.«

Ich mußte lächeln. Die beiden sah ich zwar nicht, doch Kinder sind irgendwie alle gleich. Da können sie mit der Technik großgeworden sein, wenn ein Zirkus auftauchte, erlagen sie dessen Faszination. Und mochte er noch so klein sein.

Ich mußte schräg gehen, um mich zwischen den Wagen herzuschieben. Dann sah ich auch Mutter und Sohn. Sie gingen vor mir her. Der kleine blondhaarige Junge zog seine Mutter hinter sich her.

Er konnte es kaum erwarten, sich die abgestellten Wagen aus der Nähe anzuschauen.

Plötzlich hörte ich das Knurren!

Sofort blieb ich stehen. Eine Gänsehaut kroch über meinen Rücken. Das Geräusch paßte nicht hierher, und ich wartete darauf, ob es sich wiederholte.

Das geschah nicht.

Ich ging weiter.

Mutter und Kind hatten ihr Ziel inzwischen erreicht. Sie standen am ersten Wagen. Ich sah, wie der Kleine zurückschaute. »Das sind ja Hunde, Mummy.«

Die Frau schüttelte den Kopf. Sie hatte langes blondes Haar und trug ein Lederkostüm. »Nein, Billy, so sehen keine Hunde aus. Schau mal genau hin.« Sie ging neben ihrem Sohn in die Knie und legte beide Hände auf seine Schulter.

»Das sind doch Hunde, Mummy.«

»Nein, mein Liebling, Wölfe!«

Ich hörte die Worte und blieb stehen. Die Frau hatte von Wölfen gesprochen. Ein verrückter Zufall, daß ich hier auf der Fähre mit Wölfen zusammentraf. Solange es keine Werwölfe waren und sie sich hinter Gittern befanden, spielte das keine Rolle.

»Davor habe ich Angst«, sagte der kleine Junge.

»Aber Billy, sie sind doch im Käfig. Willst du nicht mehr weitergehen?«

»Doch, Mummy, laß uns die anderen auch anschauen.«

Die Frau nickte, warf einen Blick zurück und sah mich. Sie lächelte verbindlich.

»Gehören Ihnen die Tiere?« fragte sie mich dann.

»Nein, Madam.«

Ich ging schneller, da Mutter und Kind stehengeblieben waren.

Dann stand ich neben ihnen. Vor mir befand sich einer der Wagen. Er war zur Vorderseite hin offen. Das heißt, Gitter trennten ihn ab, damit die beiden Wölfe ihren Wagen nicht verlassen konnten.

Es waren wirkliche Prachtexemplare. Braungraue Burschen mit zottigem Fell. Sie sahen gesund aus. Unter dem Fell sah ich das Spiel ihrer Muskeln, wenn sie sich bewegten. Sie starrten uns aus hellen Raubtieraugen an. Einer tappte herbei, kam bis dicht vor das Gitter und riß seinen Rachen auf.

Mutter und Kind wichen zurück, als sie die beiden Zahnreihen sahen. Wie ein rosiger Lappen hing die Zunge hervor. Der Wolf machte einen

gefährlichen Eindruck. Er schien allerdings satt zu sein, denn in einer Ecke sah ich die Überreste seines letzten Mahls.

Knochen, an denen ein paar zähe Fleischreste hingen.

Die Frau war mit ihrem Jungen weitergegangen. Sie standen jetzt vor dem zweiten Wagen.

Auch hier das gleiche Bild.

Zwei Wölfe befanden sich in dem Käfig. Allerdings lagen sie auf dem Boden. Satt und träge, sie ließen sich auch nicht durch unsere Blicke stören.

»Willst du noch weiter schauen?« fragte die Frau.

Billy nickte heftig. »Da sind ja zwei Wagen. Vielleicht gibt es da andere Tiere?«

Die Mutter lächelte. Sie meinte mich, als sie sagte: »Er ist sehr tierlieb, müssen Sie wissen. Wir haben zu Hause auch zwei Hunde und eine Katze. Billy spielt fast den ganzen Tag mit ihnen.«

»Freuen Sie sich«, erwiderte ich. »Menschen, die gut zu Tieren sind, findet man selten.«

Sie strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Das haben Sie nett gesagt.«

Billy war schon weitergelaufen. Und zwar um die Wagen herum, denn jeweils zwei von den vieren standen Rücken an Rücken.

Die Frau war anscheinend froh, einen Gesprächspartner gefunden zu haben, denn sie fragte: »Fahren Sie auch nach Paris?«

»Nein, Madam, ich bleibe in der Nähe von Calais.«

»Wir wollen heute abend in Paris sein. Meine Schwester wohnt dort. Sie ist vor zwei Jahren nach ihrer Hochzeit hingezogen, und wir besuchen sie jetzt zum erstenmal.«

»Da wünsche ich Ihnen viel Vergnügen.«

»Danke, Mister. Kennen Sie Paris?«

»Ich war schon da.«

»Und?«

»Was soll ich Ihnen da sagen?« Ich hob die Schultern. »Wäre ich als Tourist gekommen, hätte es mir wahrscheinlich ungeheuren Spaß gemacht, aber damals war ich geschäftlich dort.« Das stimmte, denn da hatte ich Belphégor gejagt, der sich wahrscheinlich noch immer in der Mikrowelt aufhielt.[3]

»Mummy, Mummy!« Beide hörten wir den Jungen schreien. Und beide liefen wir auch um die Wagen herum.

Billy stand vor einem. Er war völlig aufgeregt und hatte eine Hand ausgestreckt. Sein Zeigefinger deutete auf die Gitterstäbe. Im ersten Moment war nichts Außergewöhnliches festzustellen, bis ich genauer nachschaute und nun wußte, weshalb der Junge geschrien hatte.

Rechts an der Seite stand die Käfigtür offen. Alles wies daraufhin, daß die beiden Tiere den Wagen verlassen hatten, denn ich sah auf

dem Boden nasse Abdrücke.

Auch die Frau begriff. »Mein Gott«, flüsterte sie. »Was ist da geschehen?«

»Gehen Sie hoch, schnell!« drängte ich.

Zu spät.

Hinter dem Jungen tauchte bereits ein Schatten auf. Und auch in meinem Rücken hörte ich ein drohendes Knurren.

Die beiden Wölfe hatten uns eingekreist!

***

Der Junge bewegte sich und wollte sich schutzsuchend an seine Mutter klammern.

»Nicht!« rief ich.

Er blieb tatsächlich stehen. Sein Gesicht war verzerrt. Die Angst leuchtete aus seinen Augen. Wenn der Kleine jetzt durchdrehte, dann würden auch die Wölfe verrückt.

Es wurde still.

Auch die Mutter des kleinen Billy stand wie festgewurzelt auf dem Fleck. Sie wagte nicht einmal zu atmen und hielt die Luft an.

Hinter mir hörte ich das schleichende Tappen der Pfoten. Der Wolf näherte sich mir. Meine Nackenhaare stellten sich aufrecht, in der Kehle breitete sich ein trockenes Gefühl aus. Wenn der Wolf sich abstieß und in meinen Nacken hechtete, konnte er mir mit einem Biß den Hals durchbeißen.

Zum Glück war ich bewaffnet. Ich hatte mir inzwischen angewöhnt, die Silberkugel-Beretta überall mithinzunehmen. Allerdings mußte ich nur schnell genug an die Waffe herankommen, bevor der Wolf sich abstieß und mich ansprang.

»So tun Sie doch was!« flüsterte die Frau plötzlich. »Sie können uns doch nicht…«

»Sein Sie still!« zischte ich.

Verdammt, ich befand mich wirklich in einer Zwickmühle. Wenn die Frau und der Junge nicht gewesen wären, hätte ich eine gute Chance gehabt, aber so…

Es gelang mir, meine Waffe zu ziehen. Die Wölfe warteten ab.

Schweiß rann mir den Rücken hinab. Er hatte sich zuvor im Nacken gesammelt und meine Haare am Hinterkopf angefeuchtet.

»Kommen Sie vor!« flüsterte ich scharf. »Versuchen Sie es, Madam! Aber langsam.«

Sie schaute mich an, dann warf sie einen Blick auf ihren Sohn, der die Hand seiner Mutter genommen hatte und diese fest umkrallt hielt.

»Machen Sie schon!« Ich wollte, daß sie sich bewegten, denn dann hatte ich ein besseres Schußfeld auf den Wolf.

Ich hatte ihre Angst und Panik unterschätzt. Sie gingen nicht langsam

vor, sondern schnell. Den Anfang machte die Frau. Sie riß ihren Sohn mit und warf sich auf mich zu.

Der Wolf reagierte.

Bevor ich feuern oder irgendwie eingreifen konnte, war er losgesprungen. Sein Körper segelte durch die Luft und hieb in den Rücken der braunhaarigen Frau.

Sie schrie und taumelte nach vorn. Der Wolf hatte seine Schnauze aufgerissen. Er würde die Zähne in den Hals des Opfers schlagen, als ich neben ihm stand.

Von der Seite her drosch ich ihm meine Faust gegen die Schnauze. Irgend etwas knackte, ich spürte selbst einen stechenden Schmerz, auf den ich nicht weiter achten konnte.

Der Wolf heulte schaurig und klatschte zu Boden. Ich hatte eine empfindliche Stelle getroffen.

Der zweite sah seinen Artgenossen in Gefahr und sprang. Er hatte mich als Ziel genommen. Haarscharf nur jagte er an Billy vorbei, dann prallte er gegen meine Brust.

Diesem Aufprall hatte ich nichts entgegenzusetzen. Ich konnte ihn nicht abfangen und wurde zurückgeschleudert. Auf einer kleinen Öllache rutschte ich aus, verlor das Gleichgewicht und fiel mit dem Rücken gegen einen abgestellten Wagen. Es dröhnte wie ein Gongschlag, als ich auf die Motorhaube krachte.

Der Wolf rutschte ab. Seine Pfoten kratzten über den Lack, und er fing sich wieder.

Meine Stellung war unbequem. Im Rücken spürte ich die Kante des Kühlers. Sie wirkte wie ein stumpfes Messer.

Ich biß die Zähne zusammen und wuchtete mich hoch.

Genau in den Sprung der Bestie hinein. Den linken Arm winkelte ich an, bekam ihn als Deckung vor meine Kehle, den rechten schwenkte ich und schoß.

Sehr dicht befand sich die Schnauze vor mir. Sie war weit aufgerissen.

Die Kugel hieb in den Schlund.

Der Wolf heulte wild. Er zuckte ein paarmal, ich bekam einige Schläge ab und wollte schon ein zweitesmal schießen, als ich sah, daß es nicht mehr nötig war.

Die Bestie rutschte an meinem Körper entlang zu Boden und klatschte dumpf auf den mit Ölfarbe gestrichenen Estrich der Halle.

Bewegungslos blieb er liegen.

Ein Sprung brachte mich über den Kadaver. Soeben sah ich die zweite Bestie. Sie huschte hinter einen abgestellten Vauxhall und entschwand meinen Blicken.

Mutter und Kind war nichts geschehen. Beide hatten sich gegen einen Wagen gepreßt und schauten mich aus großen Augen an, in denen die

Angst leuchtete.

Ich lächelte, blieb allerdings weiterhin sehr aufmerksam. »Der eine ist erledigt«, sagte ich.

Die Frau nickte nur.

Ich faßte ihren Arm. »Kommen Sie, ich bringe Sie hier weg!«

»Und der zweite?«

»Um den kümmere ich mich später.« Das war nicht gelogen, denn ich hatte auf keinen Fall vor, die gefährliche Bestie frei herumlaufen zu lassen.

Billy hatte seine Hand in die der Mutter gelegt. Er zitterte und weinte.

Die Wagen blieben hinter uns. Ich hatte meine Blicke überall, denn ich rechnete damit, daß der Wolf noch einmal auftauchen würde. Im Hintergrund des Parkdecks hörte ich Stimmen. Dort mußten Menschen den Schuß gehört haben. Aufgeregt diskutierten sie darüber.

Meine Blicke waren überall. Der Kopf befand sich in ständiger Bewegung.

Und ich hatte recht mit meiner Vermutung. Der zweite Wolf gab nicht auf.

Er erschien links von uns. Ich sah ihn als Schatten, der blitzschnell über die Kühlerhaube eines Wagens huschte und auf das Dach lief, wo er stehenblieb.

Sofort zuckte ich herum, brachte die Waffe in Anschlag, als plötzlich ein greller Pfiff ertönte.

Und dann gellte die Stimme durch das Parkdeck.

»Nicht schießen!«

***

Ich zögerte.

Die Stimme hatte hell und scharf geklungen. Und sie gehörte einer Frau!

Eine Frau, die mit Wölfen paktierte, denn seit dem Pfiff hatte sich das Tier nicht mehr gerührt. Es stand auf dem Wagendach wie ein Denkmal.

Ich stieß meine Begleiterin an. »Gehen Sie schnell«, sagte ich. »Machen Sie schon.«

Endlich verstand sie. Die Frau nahm den Jungen und schleifte ihn regelrecht mit. Ich atmete auf, als sie den Gefahrenbereich verlassen hatten.

Auf die andere Frau war ich mehr als gespannt. Da es auf diesem Deck sehr schallte, hatte ich nicht genau mitbekommen, aus welcher Richtung der Befehl aufgeklungen war. Ich mußte mich also darauf verlassen, daß sie erschien.

Und sie kam.

Links von mir sah ich die Bewegung. Für einen Moment vergaß ich, Luft zu holen. Waren die Wölfe Bestien gewesen, so konnte man diese Person als ein weibliches Raubtier bezeichnen. In meiner Kehle wurde es trocken, als ich sie sah.

Die lange blonde Mähne hätte auch einem Löwen gestanden. So wirr und gleichzeitig dicht umstand sie ihren Kopf. Sie hatte einen Gang, der ebenfalls raubtierhafte Züge auf wies, auf jeden Fall waren ihre Schritte kaum zu hören. Gekleidet war sie in schwarzes Leder. So sah Shao aus, wenn sie ihren Motorradanzug trug. Nur hatte die Chinesin den Reißverschluß vorn nie so weit geöffnet, daß die Ansätze der Brüste zu sehen waren. Aber die Blonde deutete an, was sie hatte, und das war schon ein anatomischer Hit.

Im Gesicht erinnerte sie mich irgendwie an die Schauspielerin Ursula Andress in jungen Jahren. Ich war sicher, daß sie auch das gleiche Temperament besaß.

Diese Frau war ein Vulkan – und eine Dompteuse gleichzeitig.

Denn als sie die Wagenreihe verließ, bewegte sich auch der Wolf auf dem Autodach. Er sprang nach unten und blieb neben seiner Herrin stehen, wobei er mit seinem Fell gegen deren Beine rieb. Fehlte nur noch die Peitsche in der Hand der Blonden, ansonsten war alles perfekt.

Ich steckte die Beretta weg, weil ich mir plötzlich lächerlich damit vorkam.

In einer Distanz von drei Schritten blieb die Blonde vor mir stehen. Der Wolf hockte sich zu ihrer linken Seite nieder und beobachtete mich aus gletscherkalten Augen.

Die anderen Tiere in den Käfigwagen waren unruhig geworden.

Sie liefen nervös auf und ab und blieben immer nah bei den Stäben.

Ich war gespannt, welche Ausrede die Blonde hatte. Da sie nichts sagte und auch nicht den Anschein machte, das Wort zu übernehmen, fragte ich sie.

»Gehören die Tiere zu Ihnen?«

Sie nickte.

»Dann sind Sie die Besitzerin des Wanderzirkusses hier?«

»Ich bin die Teilhaberin. Er gehört mir zur Hälfte. Die andere ist Eigentum von Al Astor.«

»Und wie heißen Sie?«

»Müßte ich Ihnen meinen Namen sagen, Mister?« fragte sie spöttisch zurück.

»Dann weiß ich wenigstens, wen ich anzeigen kann.«

»Anzeigen?«

»Ja, Miß. Wegen unterlassener Aufsichtspflicht. Zwei Ihrer Tiere sind ausgebrochen und zu einer Gefahr geworden. Sie hätten ohne weiteres eine Frau und ein Kind getötet.«

»Nein, das glaube ich nicht.«
Ich drehte mich halb und deutete auf den Kadaver. »Glauben Sie, ich hätte das Tier umsonst erschossen?«
»Sie haben es gereizt.«
»Das muß ich besser wissen. Außerdem finde ich es seltsam, daß der Käfig offen stand.«
Jetzt machte sich Erstaunen auf ihrem Gesicht breit. »Der Käfig stand offen?«
»Ja, sonst hätten die lieben Tierchen ihn ja wohl nicht verlassen können.«
Sie dachte eine Weile nach und lächelte plötzlich. »Warum schließen wir keinen Frieden, Mister. Es ist ja nichts passiert. Vergessen wir die Sache.«
»Eine Frau und ein Kind wären fast zu Tode gekommen. Sie glauben doch nicht, daß die Lady den Fall auf sich beruhen läßt. Dann wäre sie wirklich dumm.«
»Vielleicht doch.«
»Welchen Grund sollte sie haben.«
»Wenn Sie mit ihr reden.« Die Blonde hatte wirklich eine Art, Männer anzumachen. Und das allein durch ihre Stimme, die sie in Tonlage und Nuancen verändern konnte. Mal klang sie scharf, fast rauh, dann wieder leise und schmeichelnd, wie zuletzt.
»Ich heiße übrigens Silva«, sagte sie, »und möchte Sie wirklich bitten, alles zu vergessen.«
»Sie verlangen viel.«
»Das sehe ich ein. Zudem brauchten Sie es nicht umsonst zu machen, Mister…«
Ich lächelte. »Nennen Sie mich John.«
»Also, wie ist das? Einer der Wagen dient mir als Wohnung. Mein Partner ist im Augenblick abwesend. Bis die Fähre in Calais anlegt, haben wir noch Zeit…«
Das Angebot war eindeutig, aber ebenso eindeutig lautete meine Absage. »Es tut mir leid. Ich bin nicht bereit, mich durch irgendwelche Dinge bestechen zu lassen.«
»Sie machen vielleicht einen Fehler. Zudem verpassen Sie etwas.«
»Möglich.«
Im Hintergrund der Halle hörten wir Stimmen. Mehrere Männer bewegten sich durch die Parkreihen. Ich sah auch die Frau wieder.
Sie mußte die Verantwortlichen alarmiert haben.
»Überlegen Sie es sich«, sagte die Blonde.
»Ich habe mich entschlossen.«
»Mit anderen Worten: Sie bleiben bei Ihrer Meinung.«
»Genau.«
Die Blonde lächelte kalt und wandte sich um. Sie schaute den

Personen entgegen, die uns inzwischen erreicht hatten. Ich erkannte den Kapitän unter ihnen. Er war mit drei Leuten gekommen, und hatte die braunhaarige Frau mitgebracht, deren Name ich ein wenig später erfuhr.

Sie hieß Clara Gibson.

Der Kapitän war natürlich außer sich. Er hätte die Blondine sofort festgesetzt, doch ich mischte mich ein. Auf dem Schiff hatte der Kapitän das Sagen, aber vielleicht beeindruckte ihn mein Ausweis doch.

»Scotland Yard?« fragte er.

Ich nickte.

»Sind Sie dienstlich oder privat hier?«

»Das kann man bei meinem Job nie so ganz trennen«, erwiderte ich. »Auf jeden Fall möchte ich gern mit Ihnen unter vier Augen reden.«

»Natürlich.« Der braungebrannte Kapitän nickte. Dann deutete er auf den Wolf. »Allerdings will ich dieses Tier in seinem Käfig wissen. Sperren Sie ihn ein, Lady!«

Silva hob die Schultern. Sie pfiff durch die Zähne. Mit ihr zusammen setzte sich auch der Wolf in Bewegung. Dann öffnete Silva die Käfigtür. Mit einem Satz sprang der Wolf auf den Wagen. Vor unser aller Augen schloß die Frau ab.

»Reicht das?« fragte sie.

»Vorerst«, erwiderte der Kapitän.

Ich zog den Mann zur Seite und erklärte ihm mit wenigen Worten, was vorgefallen war.

»Sie wollen den Vorgang unter den Tisch fallen lassen, Oberinspektor?« erkundigte er sich.

»In gewisser Weise ja.«

»Aber das ist unmöglich.« Er breitete die Arme aus und hob die Schultern. »Mrs. Gibson will Anklage erheben. Gerade gegen diese Frau, und sie…«

»Käpt'n, ich werde mit Mrs. Gibson reden.«

»Wenn Sie mehr Erfolg haben sollten, würde mich dies wundern. Ich kann nur nicht einsehen, daß Sie einer Meldung entgegenwirken. Ich habe Ihr Dokument gesehen und weiß, welche Machtbefugnisse Sie besitzen. Ist es vielleicht doch ein Fall?«

»Möglich.« Ich setzte ein rätselhaftes Lächeln auf. Es gibt ja Momente, da hat man seltsame Gefühle. So erging es mir in diesem Augenblick. Ich konnte mir einfach nicht helfen, aber irgendwie glaubte ich, daß diese Silva und ihre Wölfe etwas mit meinem neuen Fall zu tun hatten.

»Schicken Sie doch eine schriftliche Meldung an Scotland Yard nach London«, sagte ich. »Dann sind Sie gedeckt.«

Der Kapitän war einverstanden.

Ich sprach mit Mrs. Gibson. Sie bedankte sich ein paarmal bei mir, doch ich wehrte ab.

»Kann ich denn irgend etwas für Sie tun?« erkundigte sie sich und kam mir mit dieser Frage sehr entgegen.

»Ja, Mrs. Gibson. Sie würden mir einen großen Gefallen tun, wenn Sie die ganze Sache auf sich beruhen ließen.«

»Meinen Sie das im Ernst?«

»Natürlich.«

»Aber warum? Diese Bestien sind gemeingefährlich. Heute haben sie uns angegriffen, morgen sind es vielleicht andere…«

»Das weiß ich alles, Mrs. Gibson. Ich habe allerdings berechtigte Interessen, die ganze Sache unter den Tisch zu kehren.«

»Sie sind von der Polizei, nicht?«

»Ja.«

»Gut, dann will ich mal nicht so sein.« Die Frau wurde merklich stolz, weil sie mir einen Gefallen getan hatte.

Ich bedankte mich per Handschlag bei ihr.

Kurz danach kam es zu einem Zwischenfall, dem ich im ersten Augenblick kaum Bedeutung beimaß, mich später jedoch sehr genau daran erinnern sollte.

Der Kapitän gab Anweisung den Kadaver des Wolfs wegzuräumen. Bisher hatte sich die Blonde so ziemlich im Hintergrund gehalten, doch nun trat sie vor.

»Bitte, Käpt’n. Ich habe sehr an dem Tier gehangen, und möchte nicht, daß Sie es so ohne weiteres über Bord werfen. Wenn Sie erlauben, nehme ich die Leiche zu mir.«

»Ich verstehe Sie nicht. Sie wollen das tote Tier…?«

»Zu mir nehmen, ja.«

Der Kapitän wußte nicht, wie er reagieren sollte. Ich kam hinzu, und er warf mir einen hilfesuchenden Blick zu. »Haben Sie gehört, Mr. Sinclair, was diese Lady verlangt?«

»Das schon.«

»Was sagen Sie dazu?«

Ich gab ihm keine Antwort, sondern wandte mich an die blonde Silva. »Was wollen Sie mit der Tierleiche?«

Sie schaute mich an. Ihre Augen waren irgendwie blaß, man konnte die Farbe nicht genau bestimmen. Vielleicht lag es auch an der schlechten Beleuchtung hier unten. Sehr viele Lampen brannten nicht.

»Ich hänge sehr an den Tieren«, erklärte sie mir. »Und ich möchte nicht, daß der Wolf in einer Abdeckerei landet. Ich selbst werde ihn begraben.«

»Und wo?«

»Wenn wir an Land sind.«

»Die französischen Gesetze sind mir nicht so geläufig«, erklärte ich

ihr. »Allerdings weiß ich aus England, daß es verboten ist, Hunde oder irgendwelche andere Tiere im eigenen Garten oder in öffentlichen Parkanlagen zu verscharren.«

»Das habe ich auch nicht vor.«

»Sondern?«

»Dieser Wolf bekommt einen Platz auf dem Hundefriedhof von Calais, Mr. Sinclair.«

Was sollte ich dagegen sagen? Nichts. Wenn sie es so wollte, meinetwegen.

Ich nickte.

»Dann sind Sie also einverstanden?«

»Hindern kann ich Sie nicht.«

»Ich danke Ihnen.«

»Das sagen Sie lieber dem Kapitän.«

Es wurden noch einige Dinge geklärt. Schließlich war ich froh, das untere Deck verlassen zu können. Die Luft hier war mies. Der Abgasgestank ließ sich einfach nicht wegkriegen.

Ich fand Jane und Suko auf dem Oberdeck. Sie lagen in Liegestühlen und ziemlich geschützt. Der Stuhl neben Jane war noch frei. Ich ließ mich hineinfallen.

Suko hob kurz den Kopf. »Hat lange gedauert, Partner«, sagte er.

»Ja, ich mußte mich mit zwei Wölfen herumschlagen, die mir unbedingt die Kehle zerbeißen wollten.«

Bill Conolly wäre aus dem Sessel gehüpft. Suko hatte sich in der Gewalt und blieb hocken. »Gehe ich recht in der Annahme, daß du nicht lügst?«

»Warum sollte ich dir etwas vorschwindeln?«

»Waren es Werwölfe?«

»Nein«, erwiderte ich. »Normale Tiere. Sie gehörten zu einem Wanderzirkus.«

Jane regte sich neben mir. Sie hatte unserem Gespräch gelauscht.

Jetzt setzte sie sich auf. Ich lächelte, als ich sie anschaute. »Na, ist dein Magen leer?«

»Und wie.«

»Fühlst du dich jetzt besser?«

»Ja.«

»Ich hätte nämlich doch einen Job für dich.«

»Ach. Und worum geht es?«

»Um eine sehr hübsche Frau. Fantastisch gewachsen. Mit einer langen blonden Mähne. Ein Weib wie ein Raubtier, das selbst Raubtiere zähmt, nämlich Wölfe.« Ich stützte mich hoch und schaute über das Wasser. In der Ferne sah ich einen blaßblauen Streifen. Das war die französische Küste. »Sie heißt Silva und ist die Teilhaberin des kleinen Wanderzirkusses.«

»Komm zur Sache«, forderte Jane.

Ich berichtete jetzt über Einzelheiten. Suko und Jane hörten genau zu. Nach meinem Bericht berieten wir unser weiteres Vorgehen. Ich schlug eine Arbeitsteilung vor. Suko und Jane sollten sich um diese Silva und den Wanderzirkus kümmern, während ich meinem Job nachgehen wollte und mich offiziell in der Schule anmeldete.

»Gegenstimmen?« fragte ich.

Jane schüttelte den Kopf. Und auch Suko war dafür.

»Euch kennt sie nicht«, sagte ich. »Darin könnte unsere Chance bestehen.«

»Will dieser Zirkus denn nach Graveline?« fragte die Detektivin.

»Wie ich raushörte, gab sie Calais als Ziel an. Ich traue dem Braten allerdings nicht. Diese Silva scheint ein gefährliches Weib zu sein, und die hat irgend etwas vor.«

»Es war aber kein Werwolf, den du erledigt hast«, stellte Suko noch einmal fest.

»Nein. Die Silberkugel tötete ihn zwar, er löste sich jedoch nicht auf.«

»Und die Frau? Ist sie eine Werwölfin?« wollte Jane Collins wissen.

»So nahe bin ich nicht an sie herangekommen«, gab ich grinsend zur Antwort. »Aber das kannst du ja feststellen, meine Liebe. Und gib auf Suko acht. Die zähmt nicht nur Tiere, sondern bestimmt auch Männer…«

***

In Calais war es nicht schwer für Jane und Suko gewesen, einen Leihwagen aufzutreiben. Wir hatten das Gepäck umgeladen, und ich fuhr allein weiter.

Noch an der Anlegestelle hatte ich mir eine Karte von der näheren Umgebung besorgt und studierte sie genau.

Es waren exakt 23 Meilen bis Graveline. Die Straße führte nach Osten, weg von der Küste. In dieser Gegend hatte ich schon einmal zu tun gehabt. Ich war da in einem Alptraum-Garten gelandet und wäre fast zu Stein geworden. [4]

Das Abenteuer lag lange zurück. Nun war ich gespannt, was mich erwartete.

Die Gegend sah ähnlich aus wie in England. Viel Wald, hier und da ein paar Hügel, auch Felsen, die in die Höhe wuchsen, und ich entdeckte alte Burgen, die jedoch sehr verfallen aussahen. Niemand hatte mehr das Geld, sie zu restaurieren.

Auf der Straße herrschte wenig Verkehr. Ich selbst fuhr auch nicht schnell, und so konnte ich mir während der Fahrt noch die Gegend anschauen.

Hin und wieder fuhr ich an Apfelplantagen vorbei. Mir fiel ein, daß ich mich in der Nähe der Provinz Calvados befand, wo dieser

Apfelschnaps herstammte.

Bevor ich den Wagen sah, hörte ich ihn.

Ich warf einen Blick in den Rückspiegel, und in einer Kurve tauchte er auf. Ein flacher, seegrüner Renault Alpine, der sich auf die linke Hälfte der Straße schob und zum Überholen ansetzte.

Ich fuhr weiter rechts, um den Raser vorbeizulassen. Als der Alpine mit mir auf gleicher Höhe war, drehte ich den Kopf.

Zwei Menschen hockten in dem flachen Flitzer. Ein Mann und ein Mädchen. Der Mann schaute nach vorn, er konzentrierte sich auf die Straße. Das Mädchen aber blickte mich an. Die Kleine hatte schwarzes Haar, und mir fiel sofort ihr bleiches Gesicht auf.

Dann war der Wagen vorbei. Vor der nächsten Kurve quoll noch, wie als Abschiedsgruß gedacht, eine dunkle Wolke aus dem Auspuff, danach sah ich den Wagen nicht mehr.

Ich machte mir auch keine Gedanken darüber, nur das Mädchen ging mir nicht aus dem Kopf. Es war eine Schönheit gewesen, doch im Bezug auf schöne Frauen war ich vorsichtig geworden.

In den Ort brauchte ich nicht erst zu fahren. Am Beginn entdeckte ich ein Schild, auf dem der Name der Schule stand. Ich war schon daran vorbei, denn der Weg war wirklich sehr schmal, in den ich einbiegen mußte.

Ich fuhr wieder zurück. Der Bentley war so breit wie der Weg.

Auf Kopfsteinpflaster ging es in die Höhe. Links von mir wuchs eine efeuumrankte Mauer in die Höhe, rechts standen Laubbäume.

Ich brauchte nicht weit zu fahren. Auf einem Hügel stand das Internat. Es war ein alter Backsteinbau, aufgeteilt in zwei Trakte. Die Schule sah so richtig nach einer Lehranstalt aus, wie man sie von früher her kennt. Das merkte ich auch, als ich sie betrat. Da roch es nach Bohnerwachs. Ich sah die großen Fenster in den Wänden, die hohen Decken und dicken Säulen, die die Decken stützten.

Und auch einen Portier gab es. Er hockte in seinem Kabuff, das zwar nicht schön, aber zweckmäßig angelegt war. Von dieser Stelle aus konnte er die Treppe als auch den Eingang im Auge behalten.

Er sah mich und streckte seinen Kopf vor wie ein Geier. Sein Gesicht erinnerte mich zudem auch an diesen Vogel. Nur trugen Geier keine Brillen.

»Was wünschen Sie, Monsieur?« krächzte er, wobei seine Stimme kaum zu verstehen war.

»Ich möchte zum Direktor.«

Er kicherte. »Da wollen viele hin, Monsieur. Sind Sie überhaupt angemeldet?«

»Ja, ich heiße John Sinclair und…«

»Der Mann aus London?«

»Genau.«

»Dann gehen Sie mal rauf. Der Rektor erwartet Sie schon. Viel Spaß.« Der Alte rieb sich die Hände.
Ich mußte grinsen. Ein lustiger Vogel, wirklich. Ich nahm die Treppe. Breite Stufen, aus stabilem Stein gefertigt, ein ebenso stabiles Geländer mit einem Handlauf, den auch die Schüler kaum zerstören konnten, aber hier wurden sowieso nur Mädchen unterrichtet.
Mir fiel die Ruhe auf. In anderen Schulen herrscht immer Krach, aber hier war es still. Kaum eine Stimme, kein Radiogedudel, man kam sich vor wie auf einem Friedhof. Zwar war Nachmittag und die Schule längst vorbei, aber etwas hören mußte man schon.
Ich fand das Büro des Direktors und auch das Vorzimmer. Dort arbeitete jemand. Das Klappern der Schreibmaschine war ein direkt menschliches Geräusch.
Ich klopfte nicht, sondern trat gleich ein. Die Frau mußte am Luftzug gemerkt haben, daß die Tür geöffnet wurde, sie stellte ihr Klappern ein, setzte die Brille auf und wandte sich um.
So habe ich mir immer einen Hausdrachen vorgestellt. Mit der konnte man wirklich kleine Kinder erschrecken. Sie schaute mich an wie einen Delinquenten, und auch ihre Stimme klang tief wie die eines Mannes.
»Die Sprechstunde ist vorbei«, begrüßte sie mich.
Ich hatte heute meinen lustigen Tag. »Aber nicht für mich, Süße.«
Das letzte Wort hatte sie besonders gut vernommen, denn sie holte tief Luft. Ihr Busen nahm an Umfang zu und hob sich.
»Toll«, sagte ich und deutete auf ihre Oberweite.
Da wußte der Drachen nicht mehr, was er sagen sollte. Zum Glück wurde die Tür zum Nebenraum geöffnet und ein Mann erschien.
Es mußte der Rektor sein. Etwas konsterniert schaute er sich um.
»Was ist denn hier geschehen, Helene? Sie sehen ja so seltsam blaß und rot zur gleichen Zeit aus.«
»Dieser Mann hier…« Sie deutete auf mich. »Also dieser Mann hier … das ist …«
»Ich bin John Sinclair.«
»Der Kollege aus London!« rief der Franzose und breitete die Arme aus. »Willkommen bei uns, Monsieur.« Er drückte mich tatsächlich an seine Brust.
Ja, die Herzlichkeit der Franzosen. Der Vorzimmerdrachen stand da und bekam große Augen.
»Gehen wir in mein Zimmer, Monsieur Sinclair«, sagte der Rektor und hielt mir die Tür offen.
Ich folgte ihm. Bevor ich ganz verschwand, warf ich der Vorzimmerpalme noch einen Handkuß zu. Ihre Hand zuckte schon zum Locher, dann überlegte sie es sich anders.
Das Büro war ziemlich einfach ausgestattet. Wir nahmen auf Stühlen

Platz, die mit grünem Stoff bezogen waren. Zwischen uns stand ein viereckiger Tisch, durch zwei Fenster fiel Licht. Zwischen den Fenstern stand der Schreibtisch des Mannes, aus dem er jetzt eine Flasche und zwei Gläser holte.

»Calvados«, sagte er. »Über 12 Jahre alt. Er wird Ihnen munden.«

Ich wartete, bis er eingeschenkt hatte und hob das Glas. Wir prosteten uns zu.

Der Rektor trank langsam. Er genoß den Schluck. Ich hatte Zeit, den Mann zu beobachten.

Er hieß Roland Foucert, war etwa 45 und ein wenig untersetzt.

Das mittelblonde Haar hatte er kurz schneiden lassen. Ich sah zwei kleine, lebhafte Augen, ein etwas fliehendes Kinn und auf der Oberlippe ein schmales Bärtchen.

Das Glas hatte er auf einen Zug geleert und stellte es mit einem Seufzer ab. »Das tat gut«, sagte er und rieb sich die Hände.

Ich hatte auch getrunken. Der Apfelschnaps war ziemlich scharf, schärfer jedenfalls als der Whisky, den ich sonst gewohnt war.

»Ich freue mich wirklich, einen Kollegen aus England begrüßen zu dürfen«, erklärte mir Monsieur Foucert. »Ich hoffe, Sie werden sich bei uns wohlfühlen. Ein Zimmer habe ich Ihnen bereits richten lassen, Herr Kollege.«

»Danke sehr.«

»Sollen wir gleich mit der Besichtigung beginnen oder erst einmal allgemeine Dinge besprechen?«

»Was ist Ihnen lieber?«

»Oh.« Roland Foucert lächelte. »Da richte ich mich wirklich ganz nach Ihnen, denn es ist Ihre Zeit, die Sie sich einzuteilen haben. Wirklich, Monsieur.«

Ich hatte mir natürlich überlegt, wonach ich meinen »Kollegen« fragen sollte. Viel war da nicht herausgekommen, denn ich hatte von so einem Schulbetrieb keine Ahnung. Deshalb schien mir eine Besichtigung der Schule angebrachter zu sein.

Um einen Aufhänger zu haben, sagte ich: »Bei Ihnen lernt doch eine Schülerin namens Sue Rutland?«

»Ja, das stimmt.«

»Nun, ich kenne die Eltern und möchte ihrer Tochter einen Gruß ausrichten.«

»Das läßt sich einrichten«, erwiderte er. »Ich sage eben meiner Sekretärin…« Er stockte plötzlich und schüttelte den Kopf. »Nein, das geht ja gar nicht.«

»Wieso?«

»Sue ist heute nicht zum Unterricht gekommen, soviel ich weiß.«

»Ist sie krank?«

»Möglich. Aber auch das müßte meine Sekretärin wissen. Ich werde

mich erkundigen.«

Das war nicht mehr nötig, denn die Walküre von nebenan betrat wie auf Kommando das Büro. Sie blieb in der Tür stehen. Beide sahen wir ihr bleiches Gesicht.

Ich hatte sofort ein ungutes Gefühl, sagte jedoch nichts und überließ Roland Foucert die Fragerei. »Ist Ihnen nicht gut, Helene?«

»Monsieur, Sie müssen sofort kommen!« keuchte sie.

Foucert warf ihr einen verständnislosen Blick zu. »Was ist denn los, Helene? So reden Sie doch!«

»Es ist etwas Schreckliches passiert. Man hat sie gefunden – tot…«

»Wen hat man gefunden?«

»Sue Rutland!«

***

Die Polizisten waren grün im Gesicht. Roland Foucert hatte sich übergeben müssen. Ich stand neben der Leiche und preßte hart die Lippen zusammen.

Sue Rutland war auf eine grausame Art und Weise ermordet worden. Ein Pilzsammler hatte ihre Leiche gefunden. Sie lag mitten im Wald, und man konnte es als einen wirklichen Zufall bezeichnen, daß sie entdeckt worden war.

Ich hatte schon Opfer gesehen, die ähnlich aussahen. Die Spur führte dann zu einem Mörder, der unter dem Begriff Werwolf lief.

Auch Sue sah so aus, als wäre sie einer solchen Bestie in die Hände gefallen. Ich dachte an ihre Briefe, die sie geschrieben hatte. Dort hatte sie den Mond so angeschwärmt. Und der Mond war für Werwölfe das Lebenselixier überhaupt.

Sie war keine Wölfin, doch sie schien auf dem Weg dahin gewesen zu sein. Nur – warum hatte man sie getötet? Und wie sollte man dies ihren Eltern beibringen?

Ich wandte mich ab. Um mich herum erklang das Gemurmel der Polizisten. Es waren Aufnahmen gemacht worden, man hatte den Fundort abgesucht, jetzt brachte jemand eine Decke, die er über die Tote breitete.

Ich ging zu Foucert und bot ihm eine Zigarette an, obwohl man im Wald ja nicht rauchen sollte. Er nahm das Stäbchen, und es wäre ihm fast aus der Hand gefallen, so sehr zitterte er.

»Ich begreife es nicht«, flüsterte er. »Ich kann es nicht fassen. Wer macht denn so etwas?«

»Das wird die Polizei feststellen.«

»Es sieht so aus, als wäre sie von einem Tier überfallen worden, nicht wahr?«

Ich nickte.

»Dann waren es bestimmt die Wölfe.«

»Wölfe, sagten Sie?«
»Ja, Monsieur Sinclair. Sie haben richtig gehört. Hier soll es Wölfe geben.«
»Aber die sind ausgestorben.«
»So welche meine ich nicht.« Foucert senkte seine Stimme. »Man spricht von Werwölfen.«
»Das sind Fabeltiere.«
»Ha, das denken Sie.« Roland Foucert zog mich ein Stück zur Seite. »Die gibt es wirklich. Und zwar in dieser Gegend hier. Das ist ja das Schlimme. Wir alle haben Angst.«
»Woher wissen Sie das?«
»Weil ich dabeigewesen bin, als wir einen Werwolf erschlugen. Es war eine alte Zigeunerin, die sich des nachts in einen Wolf verwandeln konnte. Der Pfarrer hat ihr mit einer Axt aus Silber den Kopf abgeschlagen. Das ist erst drei Tage her.«
»Und wann ist das Mädchen ermordet worden?« erkundigte ich mich.
»Der Arzt meinte in der vergangenen Nacht.«
»Dann kann es die Wölfin nicht gewesen sein, denn sie war tot«, folgerte ich…
»Richtig.«
Ich sprach das aus, was der andere vielleicht auch dachte. »Sie haben zwar einen Werwolf erledigt, aber es scheint nicht der einzige gewesen zu sein, der die Gegend hier unsicher macht. Liege ich mit der Annahme richtig?«
Roland Foucert nickte. Er holte ein Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Man kann Angst kriegen«, flüsterte er. »Wirkliche Angst.«
»Mit wie vielen frei herumlaufenden Werwölfen rechnen Sie denn noch?« erkundigte ich mich.
Er hob die Schultern. »Was soll ich da sagen? Wir wußten ja, als wir die alte Jurina töteten, daß sie nicht die einzige war. Der Pfarrer hat von einer Familie gesprochen.«
»Wer gehörte dazu?«
Roland Foucert hob die Schultern. »Zumindest ein Mädchen und ein Mann. Also Enkel.«
»Eltern nicht?«
»Nein, die sind irgendwie verschwunden. Vielleicht hat man sie auch getötet wie die Alte. Es waren ja Zigeuner, und die sind überall herumvagabundiert.«
»Dann haben Sie auch keine Spur mehr?« hakte ich nach.
»Nein. Aber das müssen wir alles der Polizei überlassen«, erklärte mir Foucert und trat die Kippe aus.
»Glauben Sie, daß die Polizei Ihnen die Werwolfgeschichte abnimmt?«

»Sie müssen es.«
Ich hob die Schultern und schaute den Beamten zu, die die Tote wegtrugen.
»Es tut mir natürlich leid, Monsieur Sinclair, daß wir Sie mit hineingezogen haben, aber das konnte ich wirklich nicht voraussehen«, sagte der Rektor.
»Ist schon okay.« Ich lächelte. Auf Umwegen näherte ich mich meinem nächsten Ziel. »Wenn ich Sie so höre, Monsieur Foucert, so trauen Sie der Polizei nicht viel zu – oder?«
»Doch, aber wenn es gegen Werwölfe geht, da würde man uns vielleicht auslachen.«
»Deshalb müßte man selbst einen Werwolf jagen«, schlug ich vor.
»Sie wollen Detektiv spielen?«
»Unter Umständen.«
»Aber Monsieur Sinclair. Ihr Anliegen in allen Ehren, nur glaube ich, daß Sie die Gefährlichkeit eines Werwolfs doch unterschätzen. Haben Sie sich die Leiche genau angesehen? So kann es jedem von uns ergehen, wenn wir in die Klauen dieser Bestie geraten.«
»Gibt es kein Mittel, wie man sich schützen kann?«
»Ja. Geweihtes Silber. Der Pfarrer hat ja die Axt. Ich muß ihn übrigens informieren.«
»Sie wissen nicht, wer alles ein Werwolf sein könnte?« hakte ich nach. »Oft sind sie tagsüber völlig normal und verwandeln sich nur nachts.«
»Nein, das weiß ich leider nicht.«
»Mit wem hatte denn Sue Rutland Umgang gehabt? Ich meine, wer waren ihre Freunde und Bekannten?«
»Die Mädchen aus der Klasse.«
»Kannte sie da jemand näher? Und wie sah es mit Männerbekanntschaften aus, schließlich war sie kein Kind mehr.«
»Darüber bin ich nicht informiert.«
»Wer könnte das wissen?«
»Man müßte die Klassenkameradinnen fragen.« Der Rektor raufte sich die Haare. »Mein Gott, mein Gott«, flüsterte er. »Und so etwas in unserem Internat. Wenn sich das herumspricht, sind wir aus dem Geschäft. Niemand wird noch sein Kind hierherschicken. Dann kann ich einen Strick nehmen.«
Ich schlug ihm auf die Schulter. »So leicht bringt man sich schon nicht um.«
»Das sagen Sie, Monsieur Sinclair. Ich hätte Ihnen auch gern einen anderes Entree verschafft, aber das ist nun nicht drin. Wenn Sie wollen, fahren wir zurück.«
»Ich habe nichts dagegen.«
Der Rektor sprach noch mit den Polizisten. Die Beamten wollten

auch in die Schule kommen. In zwei Stunden sollten die Schülerinnen zusammengetrommelt und verhört werden.

»Da wird nicht viel bei rauskommen«, meinte Roland Foucert, als wir bereits in meinem Bentley saßen.

»Die Polizei tut nur ihre Pflicht.«

»Ja, das weiß ich.«

Wir fuhren zurück. Dabei mußten wir durch den Ort. Graveline war ein kleines Städtchen und irgendwie gemütlich. Mir fiel die Sauberkeit auf. Die meisten Häuser waren aus Natursteinen gebaut.

Auf den Dächern lag oft eine grüne Schicht. Es gab zahlreiche kleine Geschäfte und auch Gehöfte.

»Vom Fischfang lebt hier keiner mehr«, erklärte mir der Rektor.

»Früher sind die Leute noch aufs Meer gefahren, aber der Weg ist zu weit.«

Ich nickte.

Wenig später fuhren wir die Straße zur Schule hoch. Auf dem Parkplatz sah ich den seegrünen Alpine, der mich so rasant überholt hatte. »Den Wagen kenne ich«, sagte ich und berichtete.

»Er gehört Marcel Vendri, einem unserer Lehrer.«

Ich fuhr, neben den Alpine und hielt. Wir stiegen aus. Als ich die Tür zuschlug, verließ ein schwarzhaariger Mann das Gebäude. Ich glaubte, auch ihn im Wagen gesehen zu haben und bekam gleich darauf die Bestätigung.

»Das ist Marcel Vendri«, erklärte mir der Rektor.

Der Lehrer sah uns, stutzte einen Augenblick, dann kam er auf uns zu. Sein sonnenbraunes Gesicht war ernst und verschlossen. Er war ein Frauentyp, ich konnte mir vorstellen, daß sich einige Schülerinnen gern in seinem Netz fangen ließen.

»Haben Sie es schon gehört?« fragte der Rektor.

Vendri blieb stehen. »Ja, Monsieur. Helene erzählte es.«

»Schrecklich, wie?«

»Ja, ausgerechnet Sue. Sie hat keinem etwas getan, war immer so nett und aufgeschlossen. Hat man schon eine Spur?«

»Nein.«

»Das muß ein Geisteskranker gewesen sein.« Vendri schüttelte den Kopf. »Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht.«

Foucert gab dazu keinen Kommentar. Statt dessen stellte er mich vor. »John Sinclair, ein Kollege aus England.«

»Angenehm.«

Vendri und ich reichten uns die Hand. Der Lehrer schwitzte. Seine Hand war eine feuchte Fläche. Ich mochte den Burschen nicht, er mich anscheinend auch nicht. In seinem Blick war keine Freundlichkeit zu lesen, eher Mißtrauen.

»Ich möchte Sie bitten, Monsieur Vendri, sich für heute nachmittag

zur Verfügung zu halten«, sagte Roland Foucert. »Die Polizei wird einige Fragen stellen.«

»Das ist selbstverständlich. Ich muß nur noch kurz in den Ort und bin rasch wieder da.«

»Bon, bis später.« Der Lehrer verschwand. Roland Foucert lächelte. »Ein sehr netter Mann, wirklich. Er kommt ausgezeichnet mit den Schülerinnen zurecht.«

»Kann ich mir denken.«

»Ich zeige Ihnen jetzt Ihr Zimmer, Monsieur Sinclair. Anschließend muß ich die Schülerinnen zusammentrommeln.«

»Ist schon recht.«

Wir betraten die Schule wieder. Die Räume, wo das Lehrpersonal schlief, lagen zusammen mit den Gästezimmern in einem Seitentrakt des Baus. Wir mußten durch einen düsteren Flur gehen, passierten einige Türen und blieben vor der zweitletzten stehen. Das Holz war dunkel gebeizt, es sah stabil aus.

Einen Schlüssel hatte sich Foucert vom Portier geben lassen.

Persönlich schloß er auf.

Ich übertrat die Schwelle und war überrascht von der Größe des Raums. Ein großes Doppelbett, Schrank, Tisch, Sitzecke und ein Fenster, das zur Rückseite des Baus führte.

Allerdings roch es muffig. Hier war lange nicht mehr gelüftet worden.

»Wie gefällt es Ihnen?« fragte mich der Rektor.

»Gut, wirklich.«

»Das freut mich. Ich lasse dann sogleich Ihr Gepäck aus dem Wagen holen.«

Ich winkte ab. »Das mache ich schon selbst.«

»Wie Sie wünschen, Monsieur. Darf ich mich dann verabschieden?«

Ich nickte. »Wir sehen uns später.«

Roland Foucert schloß die Tür von draußen. Ich öffnete das Fenster und lehnte mich hinaus. Das Gelände stieg an. Hinter dem Haus führte ein mit Gras bewachsener Streifen bis zum Wald, dessen Laubbäume an einem Abhang wuchsen.

Dicht unter mir sah ich auch eine Steintreppe, die in den Keller führte. Da es ziemlich still war, vernahm ich das Knarren einer Tür.

Ich beugte mich noch weiter vor und entdeckte ein schwarzhaariges Girl, das die Hintertür verlassen hatte, stehenblieb und sich umschaute. Es blickte auch an der Fassade hoch.

Rasch zuckte ich zurück. Es war ein reiner Reflex, mehr nicht.

Vorsichtig bewegte ich mich dann wieder auf das Fenster zu und peilte nach draußen.

Schritte.

Das Mädchen lief die Kellertreppe hinab. Mir kam es so vor, als hätte

ich es neben Marcel Vendri in dem Alpine gesehen. Wieder knarrte eine Tür, dann fiel sie ins Schloß.

Was suchte die Kleine im Keller?

Von Berufs wegen war ich neugierig. Außerdem hatte ich keine Lust, die nächsten Stunden hier allein im Zimmer zu vertrödeln, deshalb entschloß ich mich, nachzuschauen.

Es mußte außer dem äußeren Weg noch vom Haus her einen geben, der in den Keller führte. Allerdings war es mir zu mühselig, ihn zu suchen. Ich verließ das Gebäude, grüßte den Portier, der zurückwinkte und schritt um den Bau herum.

An der Rückseite ging ich weiter.

Auf leisen Schritten huschte ich die Steintreppe zum Keller hinunter.

Die Holztür war nicht verschlossen.

Ich zog sie auf und befand mich in einem großen Vorratsraum.

Durch schmale Fenster fiel genügend Licht, so daß ich die zahlreichen Gartengeräte erkennen konnte, die hier aufgehängt waren.

Auch sah ich einige große Maschinen, die permanent summten. Unter ihnen erkannte ich eine Umwälzanlage. Demnach mußte diese Schule auch ein Schwimmbad besitzen.

Von dem schwarzhaarigen Mädchen entdeckte ich keinen Rockzipfel. Auf Zehenspitzen durchquerte ich den Raum. Eine Eisentür bildete den Durchlaß zum nächsten.

Er war wesentlich kleiner und dabei auch enger. Nebeneinander standen mehrere Waschmaschinen vor der Wand.

Fünf zählte ich. In so einem Internat fielen große Mengen an Schmutzwäsche an. Man gab sie nicht raus, sondern ließ sie hier waschen. Das war sicherlich rentabler.

Um den Raum zu verlassen, mußte ich an den Waschmaschinen vorbei. Es waren die größten Geräte einer bekannten Marke. In diesem Raum roch es auch nach Wäsche. Irgendwie feucht und auch leicht muffig.

Drei Maschinen hatte ich passiert. Ohne es eigentlich zu wollen, streifte mein Blick die runden Gucklöcher auf der Vorderseite der Waschmaschinen.

Und dann blieb ich wie angewurzelt stehen.

Hinter einem Guckloch sah ich ein bleiches Gesicht!

***

Ich bin viel gewohnt. Man hatte mich mit schrecklichen Dingen konfrontiert, aber hier, in diesem Keller, fuhr mir das Grauen in die Knochen. Ich hatte das Gefühl, von einem Stromstoß geschüttelt zu werden.

Ein Gesicht hinter der Scheibe.

Tot?

Ja, ich schaute in das Antlitz eines Toten, als ich mich bückte. Ich möchte Ihnen eine detaillierte Beschreibung ersparen, aber den Ausdruck würde ich nur schwerlich vergessen können. Das war das personifizierte Grauen.

Der Magen kam mir hoch. Wer das getan hatte, mußte eine wahre Bestie gewesen sein.

Kalt lief es mir den Rücken hinab, als ich aufstand. Auch als Geisterjäger hat man Nerven, wenn ich das mal so flott sagen darf. Ich merkte selbst, wie sehr ich zitterte. Der zweite Mord innerhalb einer Stunde, ein wenig viel für meinen Geschmack.

Ich wandte mich um.

Es half alles nichts, ich mußte die Polizei alarmieren. Dann fiel mir das schwarzhaarige Mädchen wieder ein. Hatte es vielleicht etwas mit der Sache zu tun? Die Kleine war vor mir in den Keller gegangen. Unter Umständen hatte sie den Mörder gesehen, denn ich hatte nicht feststellen können, wie lange der Mann schon tot war.

Im Keller war es ruhig.

So sehr ich mich auch anstrengte, ich hörte kein Geräusch. Nur meinen eigenen, schweren Atem.

Ich verließ den Schreckensraum auf leisen Sohlen. Bevor ich die Polizei holte, wollte ich den Keller von hinten bis vorn durchsucht haben.

Hinter dem Waschraum begann ein Gang. Rechts und links befanden sich kahle Betonwände. Der Gang endete vor einer Doppeltür, die aus Holz bestand und in ihrer oberen Hälfte einen Glaseinsatz aufwies, so daß ich beim Näherkommen hindurchschauen konnte.

Hinter dem Glas bewegte sich eine blaugrün schimmernde Fläche, auf der Lichtreflexe tanzten.

Das war Wasser. Ich hatte das Schwimmbad gefunden.

Vor der Tür blieb ich stehen. Das Becken war etwa 15 Meter lang und fünf Meter breit. Ich stieß die eine Hälfte der Tür auf und sah links von mir eine Dusche. Auf den Fliesen des Duschbeckens schimmerten letzte Wasserreste. Vor mir, an der Schmalseite des Pools, führte eine Treppe ins Wasser. Die beiden oberen Stufen waren frei. An der Längsseite standen zwei gepolsterte Liegen. Unter der Decke brannten helle Leuchtstoffröhren.

Ich schaute auf das Wasser.

Im Pool trieb kein Toter. Das wäre auch wirklich die absolute Spitze gewesen, doch das schwarzhaarige Mädchen bekam ich auch nicht zu Gesicht.

Langsam schritt ich an dem Becken vorbei. Dem Eingang gegenüber befand sich eine schmale Nische, und dort sah ich auch die braune Holztür. Als ich näherkam, konnte ich die Schrift auf der Tür lesen.

Kabinen, stand da nur.

Nur meine Schritte waren zu hören. Vor der Tür zur Umkleidekabine verstummten sie.

Dann zuckte ich zurück.

Ich hatte Geräusche gehört. Und zwar hinter der Tür. Etwas schabte über den Boden, und bevor ich mich versah, wurde die Tür aufgestoßen. Ich konnte soeben noch zurückweichen, sonst wäre sie gegen mich geprallt.

Vor mir stand das schwarzhaarige Mädchen!

Es war ebenso überrascht wie ich. Die Kleine riß Augen und Mund auf. Ich rechnete mit einem Schrei, doch das geschah nicht.

Sie hatte sich ausgezeichnet in der Gewalt.

Das Mädchen war eine Augenweide. Und es wollte schwimmen, wenigstens deutete die Kleidung darauf hin. Ein knappes Bikini-Oberteil bedeckte ihren kleinen festen Busen. Das Höschen saß ebenso knapp und ließ die langen schlanken Beine noch besser zur Geltung kommen. Eine Badekappe trug die Unbekannte nicht, so fiel das rabenschwarze Haar bis auf die Schultern.

»Guten Tag«, sagte ich, weil mir im Moment nichts anderes einfiel.

Die Unbekannte nickte zurück. »Wer sind Sie?« fragte sie dann.

»Ein Gast des Rektors.«

»Ach so.«

»Sie gehören sicherlich zur Schule?« erkundigte ich mich.

»Möglich.«

Die Antwort gefiel mir nicht. »Dann sind Sie keine Schülerin?«

»Vielleicht.«

»Darf ich Ihren Namen erfahren?«

Ihre Augenbrauen hoben sich. »Warum wollen Sie das?«

»Ich weiß immer gern, mit wem ich rede.«

»Das verstehe ich, aber ich möchte nicht mit Ihnen sprechen, Monsieur. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden.« Sie drückte sich an mir vorbei und ging zum Beckenrand.

»Wollen Sie sich nicht eine Badekappe aufsetzen?« erkundigte ich mich.

»Weshalb?«

»Es ist so üblich.«

»Darauf kann ich verzichten, Monsieur.«

Dann ritt mich der Teufel. Bevor sie ins Wasser sprang, sagte ich: »Wie geht es eigentlich Lupina?«

Da zuckte sie zusammen. So gut hatte sie sich wirklich nicht in der Gewalt, als daß ihr die Frage nicht unter die Haut gegangen wäre. »Wie kommen Sie auf den Namen?«

»Nur so.«

»Kennen Sie Lupina?«

»Vielleicht.«

In ihren Augen glitzerte es. Ich bekam allerdings keine Antwort mehr. Sie stieß sich ab und verschwand unter Wasser.
Ich schaute ihr nach. Schwimmen konnte sie gut. Atmung und Bewegungen bildeten eine Einheit. Die Hälfte der Strecke schwamm sie unter Wasser, wobei ihr langes Haar wie eine Fahne ausgetragen wurde und einen Schleier bildete.
Sie tauchte auf und schwamm bis zur Treppe. Dort machte sie kehrt und kam zurück.
Ich blieb stehen.
Als sie mit der rechten Hand am Beckenrand dicht unter mir anschlug, streckte sie den Kopf aus dem Wasser, warf sich das nasse Haar aus der Stirn und fragte: »Warum gehen Sie nicht endlich?«
»Weil ich Ihnen noch eine Frage stellen möchte.«
»Wegen Lupina?«
»Auch das.«
»Ich habe sie nicht gesehen, ich kenne sie nicht. Verschwinden Sie jetzt, Monsieur, oder ich lasse Monsieur Foucert rufen, der wird Sie entfernen.«
»Das glaube ich kaum. Schließlich ist ein Mord passiert.«
»Davon habe ich gehört.«
»Kannten Sie Sue Rutland?«
»Hieß so die Tote?«
Die Kleine log mir die Hucke voll, das spürte ich sehr deutlich.
»Ja, das war ihr Name.«
»Es tut mir leid.«
Ich lächelte. »Sue ist nicht die einzige Leiche.«
»So? Wer denn noch?«
»Ich habe hier im Keller jemand entdeckt. Auch einen Toten, meine Liebe.«
»Sie können mir viel erzählen.«
»Ich werde ihn Ihnen zeigen.« Bevor das Mädchen sich versah, hatte ich mich gebückt und ihren Arm gefaßt. Mit einem Ruck zog ich sie aus dem Wasser. Tropfnaß stand sie vor mir, funkelte mich an und wollte mir ihre Hand ins Gesicht schlagen.
Ich fing das Gelenk ab. »Nicht doch, Kleines. Wir beide machen einen Spaziergang.«
»Ich denke nicht daran.«
»Sollen wir ihn zusammen mit der Polizei unternehmen?«
Da wurde sie nachdenklich, hob die Schultern und meinte: »Wenn Sie unbedingt darauf bestehen, bitte.«
Ich sah ihr Gesicht dicht vor dem meinen. Es war blaß. Auf der Haut lagen die Wassertropfen wie Perlen. Ihre Augen erinnerten mich an dunkle Kohlestücke. Die Lippen hatte das Mädchen ein wenig geschürzt, an seiner steifen Haltung erkannte ich die innerliche

Abwehr.
Ich ließ ihr Gelenk los. Der Arm sank nach unten. »Darf ich jetzt Ihren Namen erfahren?« erkundigte ich mich.
»Meinetwegen. Nennen Sie mich Jovanka.«
»Ein recht seltsamer Name hier in Frankreich.«
»Mir gefällt er.«
»Woher stammen Sie?«
»Wollen Sie mich verhören? Ich dachte, Sie würden mir etwas zeigen.«
»Natürlich. Kommen Sie.« Das Mädchen ging vor mir her. Jovanka bewegte sich geschmeidig und strahlte dabei einen starken Sex aus. Klar, daß sich ein Typ wie Marcel Vendri so etwas nicht entgehen ließ. Ich dachte über den Namen Jovanka nach. Er besaß einen osteuropäischen Klang. Der Rektor hatte von Zigeunern gesprochen. Zigeuner, die Werwölfe sein sollten.
Hatte ich hier einen weiblichen Werwolf vor mir?
Das war die große Frage, auf die mir Jovanka irgendwie eine Antwort geben mußte. Sie kannte Lupina dem Namen nach, ich war entschlossen, sie nachher mit meinem Kreuz zu konfrontieren. Mal sehen, wie sie darauf reagierte.
Wir verließen das Schwimmbad und gelangten wieder in den kahlen Betongang, der auch zum Waschraum führte. Jovanka drückte die Tür auf. Das Licht hatte ich brennen lassen.
Vor mir übertrat sie die Schwelle und blieb stehen. Ich hielt mich neben ihr. Unsere Blicke waren auf die Vorderseiten der Maschinen gerichtet, wo wir auch die runden Glasaugen sahen.
Und hinter einem schimmerte das Gesicht!
Auch jetzt noch ging mir der Anblick unter die Haut. Ich schielte zur Seite und schaute dabei Jovanka an.
Ihr Gesicht blieb unbewegt.
»Sehen Sie den Toten?« fragte ich mit leiser Stimme.
»Natürlich.«
»Und?«
Da wandte sie sich um, wobei sie letzte Wassertropfen abschüttelte. »Was soll ich dazu sagen, Monsieur? Dieser Mann hatte es nicht anders verdient.«
Das war der zweite Hammer. Ich war im ersten Augenblick nicht fähig, eine Antwort zu geben, so sehr hatten mich die Worte des Girls getroffen.
»Was haben Sie da gesagt?« flüsterte ich.
»Daß er selbst Schuld hatte.«
»Dann wissen Sie von dem Mord?«
»Aber sicher, Monsieur. Ich war sogar dabei, als es geschah. Es mußte sein. Er schnüffelte hier herum, als wir die blutigen Kleider

waschen wollten.«
»Welche Kleider?«
»Sie hatten dieser Sue Rutland gehört.«
Ich wußte Bescheid, wollte mir jedoch noch die absolute Gewißheit holen. »Dann haben Sie den Mord an Sue Rutland auch zu verantworten?«
»Unter anderem.«
»Und wer war Ihr Helfer?«
Da lächelte sie und schwieg.
Ich aber dachte nach, sah wieder die Szene vor mir, wie mich der Wagen überholte. Hinter dem Steuer hatte der Lehrer Marcel Vendri gesessen.
»Es war Marcel, nicht?«
»Gut geraten, Monsieur. Ich stelle fest, Sie sind weiter, als ich dachte.«
Die Sicherheit des Mädchens machte mich stutzig. Eine zweifache Mörderin oder zumindest Mittäterin zeigte auch noch jetzt keinen Funken von Gefühl.
War sie ein Mensch?
»Was wollen Sie jetzt machen?« fragte Jovanka. »Mich der Polizei übergeben?«
»Das wäre am besten.«
»Die kann mir nichts.«
»Wenn sie silberne Handschellen hätten, schon«, erwiderte ich knallhart.
Da zuckte sie zusammen. »Was meinen Sie damit?«
»Es heißt doch, daß Silber für einen Werwolf tödlich ist.« Mit diesen Worten machte ich noch nicht Schluß, sondern zog meine Beretta hervor. Ich richtete die Mündung auf den Kopf des Mädchens.
»Diese Pistole hier ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Ich bin gespannt, ob sie einen Treffer überstehen.«
Zum erstenmal sah ich so etwas wie Panik in ihrem Gesicht. Sie suchte nach einem Ausweg, aber der war verdammt schwer zu finden. Und sie ahnte wohl, daß ich nicht bluffte.
»Nun, Jovanka? Sind Sie ein Werwolf oder sind Sie es nicht? Hat die alte Zigeunerin Sie vorher weggeschickt, damit sie Unglück über die Menschen bringen? Und wo steckt Lupina sowie dieser Marcel Vendri?«
»Ich weiß es nicht!«
»Drei Sekunden gebe ich Ihnen, dann will ich die Wahrheit wissen. Also, wo finde ich Marcel?«
»Hinter dir!« kreischte sie plötzlich und lachte wild.
Ich wollte es nicht glauben, bis der Luftzug meinen Nacken kitzelte. Dann kreiselte ich herum.

Den Hieb konnte Marcel nicht mehr stoppen, und ich konnte auch nicht ausweichen. Er traf mich zwischen Nacken und Schulter, ein fürchterlicher Treffer, dessen Nachwehen durch meinen Körper rasten und sogar die Füße erreichten. Auch mein rechter Arm wurde in Mitleidenschaft gezogen. Ich schaffte es nicht mehr, die Beretta zu halten. Sie rutschte mir aus den Fingern und blieb am Boden liegen.

Ich sah Marcel vor mir, bekam alles deutlich mit, doch ich selbst war paralysiert. Sein Gesicht sah noch immer menschlich aus, auch wenn es eine verzerrte Fratze war. Der Verwandlung in einen Werwolf hatte noch nicht eingesetzt. Der Mund war geöffnet. In seinen Augen funkelte der blanke Haß, und paarte sich mit einem Vernichtungswillen. Ich sah auch die Eisenstange in seiner rechten Hand. Sie war verrostet, er mußte sie im Nebenraum aufgelesen haben.

Und wie in Zeitlupe hob er den rechten Arm.

Diese Bewegung wurde von Jovankas Lachen begleitet. Dann schrie sie: »Schlag ihn zusammen! Mach ihn klein und steck ihn ebenfalls in die Maschine!«

Er nickte.

Sein Gesicht kam mir übergroß vor. Mir war klar, daß ich den nächsten Schlag kaum überstehen konnte. Ich strengte meinen Willen an, versuchte gegen die Steifheit anzukämpfen, wollte weg, doch falls ich mich überhaupt bewegte, geschah dies beinahe lächerlich langsam.

Ich hatte keine Chance!

»Schlag endlich!« keifte Jovanka. »Mach ihn fertig, töte ihn, Bruderherz!«

Ihr Bruder! Verdammt, er ist ihr Bruder. Das bekam ich noch mit, dann traf mich der nächste Hieb.

Ich wurde nicht bewußtlos, aber ich hörte mich schreien. Der Mann hatte die gleiche Stelle an meiner linken Seite getroffen, auch genau zwischen Schulter und Hals.

Das gleiche Spiel begann von vorn, nur daß diesmal auch meine linke Seite bewegungsunfähig war.

Ich war diesem Satan hilflos ausgeliefert.

Einen dritten Schlag würde ich nicht überstehen, das sah ich schon, wie er einen Schritt zurücktrat, ausholte und dabei zielte.

Diesmal suchte er sich meinen Kopf aus!

***

»Da dieser Job mein Konto belastet, nehmen wir uns als Leihwagen ein kleines Fahrzeug«, hatte Jane Collins bestimmt. Und Suko mußte nicken. Während Jane in Calais einen Leihwagen besorgte, ließ Suko die Fähre nicht aus den Augen. Er stand an der Anlegestelle, wo sich

die halbe Welt versammelt hatte. So groß war der Trubel. Der Zug verließ die Fähre zuerst, dann die einzelnen Wagen und zum Schluß bekam auch der Wanderzirkus die Aufforderung, von Bord zu gehen.

Zum erstenmal sah Suko auch den Teilhaber der blondhaarigen Frau, diesen Al Astor.

Astor war ein schmalhüftiger Mann mit einem langen Pferdegesicht und krummer Nase. Er ging stets gebückt, sein Blick hatte etwas Lauerndes, als würde er keinem trauen. Dabei hielt er die Lippen so fest zusammengepreßt, daß sie im Gesicht nur mehr eine Kerbe bildeten. Die vier Wagen wurden von zwei Autos gezogen.

Suko nickte anerkennend, als er die beiden dunkelblauen Mercedes Limousinen sah. So schlecht schien es diesem kleinen Wanderzirkus nicht zu gehen.

Von den Wölfen war nichts mehr zu sehen. Große Holzklappen verdeckten die Gitter.

Jane Collins kam im letzten Augenblick. »Sie sind noch nicht weg, oder?« fragte sie ein wenig außer Atem.

»Nein, aber bald.« Suko deutete auf die Fahrzeuge.

»Mercedes«, murmelte Jane und nickte, anerkennend. »Dann müssen die Eintrittspreise besonders hoch sein.«

»Vielleicht.«

Al Astor schritt noch einmal um die Wagen herum und kontrollierte sie. Er gab der Blonden ein Zeichen, daß alles in Ordnung war. Danach stieg er in den ersten Wagen und fuhr langsam an.

»Ich bin mal gespannt, wo sie hinwollen«, murmelte Jane. Zusammen mit Suko lief sie dorthin, wo der rote Leihwagen stand. Es war ein Renault R 4.

»Mußte das sein?« fragte Suko.

»Setz dich erst einmal rein.«

Der Wagen neigte sich stark nach rechts, als der Chinese auf dem Beifahrersitz Platz nahm. Jane wurde etwas blaß, sagte jedoch nichts. Ihr Gepäck hatte sie schon verstaut, und jetzt mußte sie sich beeilen, wollte ihr der kleine Wanderzirkus nicht wegfahren.

Der R 4 hatte es schwer, sich von der Stelle zu bewegen. Suko kam sich wie in einer Schnecke vor, als der Wagen anfuhr. Jane mußte zudem noch wenden. Glück hatten sie vor einer Ampel, die rot zeigte.

Dort standen die beiden deutschen Limousinen. Sie hatten sich in die linke Spur eingeordnet. Rechts ging es in die City von Calais. Da wollten sie also nicht hin.

Suko schaltete sehr schnell. »Hat dieser blonde Tiger nicht gesagt, daß er in Calais bleiben will?«

»Ich meine ja.«

»War ‘ne Lüge.«

Jane konnte anfahren. Sie ließ immer einige Wagen zwischen sich

und den zu verfolgenden Fahrzeugen. So fiel es nicht auf. Zudem waren sie nicht die einzigen, die einen dunkelroten R 4 fuhren.
Vor der nächsten Kreuzung erschienen mehrere Hinweisschilder.
Auf einem stand auch Graveline.
Der Weg führte weiter geradeaus.
»Wer sagt's denn«, rief Jane. »Ich bin sicher, Suko, daß wir John finden werden. Die Blonde wird gucken.«
An sich war die Strecke ein Katzensprung. Doch auch Astor und Silva konnten nicht so schnell fahren. Sie mußten nicht nur auf ihre Anhänger Rücksicht nehmen, sondern auch auf die Straße, die manchmal sehr eng wurde und vor allen Dingen in den Kurven dicht zusammenlief. Jane ließ sich etwas zurückfallen. Der Verkehr hatte nachgelassen. Jetzt wäre eine Verfolgung zu leicht aufgefallen.
Immer wenn Suko sich bewegte, geriet der Wagen ins Schaukeln.
Jane kam sich manchmal vor wie auf einem Schiff. Sie hatte sich die Landschaft eigentlich flacher vorgestellt, doch es gab Hügel und kleine Anhöhen. Auf manchen von ihnen standen alte, verlassene Gemäuer, ruinenartig zerfallen und dem Zahn der Zeit überlassen.
Auch drehte sich die Straße in zahlreichen Kurven weiter. Manchmal fuhren sie durch Wald, dann wiederum begleiteten Felder ihren Weg. Hinter einer Kurve sahen sie plötzlich die Wagen nicht mehr.
Vor Schreck trat Jane auf die Bremse. Langsam rollte der Renault weiter.
Suko deutete nach rechts, wo einige Bäume wie verloren in der Landschaft standen. Und dahinter ragte ein Hügel hoch, auf dem eine Burg stand.
Unterhalb der Burg sahen sie die beiden Wagen. Sie hatten die Bäume bereits passiert, ihr Ziel mußte die Burg sein.
Bis Graveline waren es noch fünf Kilometer. Suko entdeckte das Schild an der Abzweigung.
Jane kickte den Blinkhebel hoch und fuhr rechts in den schmalen Weg ein. Es war weder gepflastert noch asphaltiert. Dafür hatten Trecker oder Lastwagen ihre Spuren hinterlassen. Der kleine Renault geriet ins Schaukeln, und die Federung protestierte einige Male.
»Ich würde vorschlagen, wir halten in Deckung der Baumgruppe an«, meinte Suko.
»Du sprichst das aus, was ich dachte«, erwiderte die Detektivin.
Sie ließ den Wagen ausrollen. Schon bald spendeten Äste und Zweige Schatten. Zwischen den Stämmen zweier mächtiger Ulmen, parkte die Detektivin ihr Fahrzeug.
Suko stieg als erster aus. Beide hofften, hier so gut gedeckt zu sein, daß sie nicht gesehen werden konnten.
»Und was machen wir jetzt?« fragte Jane.
»Erst einmal beobachten«, erklärte Suko und ging vor, während Jane

ihm folgte.

Suko blieb dort stehen, wo die Bäume nicht mehr wuchsen, er aber trotzdem gedeckt stand und einen freien Blick auf die zerfallene Burg hatte.

Jane hielt sich neben ihm.

Die Burg war doch nicht so zerfallen, wie es den Anschein gehabt hatte. Nur an der Westseite war ein Teil eingestürzt, die anderen Mauern standen noch, und es sah so aus, als wären sie auch in den letzten Jahren irgendwann restauriert worden. Zum Gemäuer selbst führte ein schmaler, unkrautüberwucherter Weg hoch. Am Beginn des Weges hatten die Blonde und Al Astor ihre Wagen abgestellt.

Beide überraschten Suko und Jane damit, daß sie wieder einstiegen und die Türen zuhämmerten.

»Die wollen weg!« flüsterte Jane.

In der Tat setzten sich die Wagen in Bewegung. Staub wallte hoch, als die Reifen nicht sofort packten. Astor fuhr wieder vor. Der Mercedes und zwei dahinterhängende Wagen rollten langsam den schmalen Weg zur Burg hoch.

Die Blonde folgte.

Minuten später entzog die um das Gebäude laufende Mauer die Wagen dem Blick der Beobachter.

»Das ist also ihr Schlupfwinkel«, stellte Jane Collins fest.

»Schlupfwinkel hört sich so nach Verbrechern an«, meinte Suko.

»Daß sie nicht astrein sind, steht für mich fest«, entgegnete die Detektivin.

»Und jetzt schauen wir uns die Burg einmal von nahem an«, meinte der Chinese.

Jane hatte nichts dagegen.

»Wenn sie uns entdecken, geben wir uns einfach als Besucher aus.« Der Chinese grinste. »Wanderer, die sich ein ruhiges Plätzchen für die Nacht suchen wollen…«

»Und nicht von Wölfen gestört werden möchten«, vollendete Jane.

»Genau.«

»Mir paßt nur das Gelände nicht. Es ist ziemlich frei«, gab die Detektivin zu bedenken.

»Das müssen wir in Kauf nehmen.«

Es war Juni, aber das Wetter sah eher nach Oktober aus. Am Himmel hingen dicke Wolken. Ein steifer Wind wehte von der Küste her. Die Temperatur war gefallen. Das englische Wetter hatte inzwischen auch auf das Festland übergegriffen.

Jane und Suko machten sich auf den Weg. Sie taten möglichst unbefangen. Falls man sie jetzt schon entdeckte, sollte es so aussehen, als wären sie wirklich nur Wanderer.

Die Reifen der Wagen hatten ihre Spuren im weichen Boden

hinterlassen. Unkraut und Gras waren geknickt und in die Erde eingedrückt worden.

Immer wieder schauten Jane und Suko zum Gemäuer hoch. Es lag ruhig und still vor ihnen. Nichts wies darauf hin, daß man sie unter Kontrolle hielt. Der Wind fuhr wie mit Geisterfingern durch ihre Haare, verfing sich in den alten Mauern, wo er seltsame Töne abgab und man das Gefühl haben konnte, von heulenden Wölfen umkreist zu sein.

Die Wolkenbank wurde dichter. Sonne war überhaupt nicht mehr zu sehen. Es sah nach Sturm, Regen und Gewitter aus. Weit im Westen fielen dunklere Streifen aus den Wolken. Dort regnete es bereits.

Jane schüttelte sich, weil sie fror, und sie war froh, endlich die schützende Mauer erreicht zu haben.

An den wuchtigen Steinen war die Zeit auch nicht spurlos vorübergegangen. An manchen Ecken war das Mauerwerk regelrecht herausgebrochen, da konnte der Wind ungehindert durch die Löcher blasen und seine schaurige Melodie pfeifen.

Suko schob Jane zurück und peilte als erster in den Innenhof. Bis auf die Wagen war er leer. Von Astor oder der Blonden sahen sie keine Spur.

Der Chinese nickte Jane zu. »Komm«, sagte er.

Die beiden huschten auf den Hof. Dabei mußten sie über Steine steigen und durch kniehohes Gras waten. Scharfe Windböen überfielen sie und kämmten das wilde Gras.

Hinter einem Wagen fanden sie Deckung. Es war der, der praktisch als Wohnort diente, denn er ersetzte keinen Käfig. Von den anderen Wagen waren die Holzläden wieder nach unten geklappt worden.

Als der Wind eine Pause einlegte, hörten Jane und Suko Stimmen.

Die eines Mannes und die einer Frau.

Sie drangen aus dem Wohnwagen.

Jane und Suko schlichen vor, bis sie unter einem kleinen Wagenfenster standen. Die Detektivin war sehr neugierig und reckte sich, wobei sie sich noch auf die Zehenspitzen stellte. So aber konnte sie durch das kleine Fenster einen Blick in das Innere des Wagens werfen.

Erhellt wurde es durch zwei Lampen. Es gab zwei Betten, einen Schrank, ein altes Sofa, sowie einen Tisch und zwei Stühle. Am Tisch saßen sich die Blonde und Al Astor gegenüber.

Astor hatte eine Flasche und ein Glas vor sich stehen, während die Blonde nichts trank. Sie fuhr ihren Partner auch an.

»Sauf nicht soviel, Al!«

»Ist doch egal.«

»Nein, verdammt. Du weißt, was für mich auf dem Spiel steht. Heute nacht sehe ich meine Familie, und nicht nur das. Auch Lupina

erscheint, diese verdammte…«
»Na und? Wovor fürchtest du dich?«
Da lachte die Blonde. »Ich und fürchten? Nein, mein Lieber, aber Lupina wird die Königin der Wölfe genannt, das ist sie aber nicht.«
»Du bist es, nicht.«
»Genau, denn mir gehorchen sie. Und nicht nur die Werwölfe, sondern alle, das habe ich oft genug bewiesen. Aber dann kam ein Kerl wie dieser Morasso und hat Lupina zur Königin der Wölfe gemacht.«
»Wobei er dich übersehen hat.«
»Genau, denn ich, die weiße Wölfin, bin die Königin.«
»Das sag mal Lupina.«
Da lächelte Silva. »Das werde ich auch, Al. In der Nacht kommt sie. Dann werden wir sehen, wer stärker ist. Sie ist meine Todfeindin.«
»Aber laß mich aus dem Spiel.«
»Keine Angst, du kannst weiter deine Geschäfte erledigen.«
Astor grinste. Er nahm wieder einen Schluck. Allerdings nur einen kleinen. Der Blick der Blonden sagte genug. »Was hältst du eigentlich von dem Kerl, der das Tier erschossen hat?«
»Ein ziemlich gefährlicher Bursche.«
»Hast du ihn nicht rumgekriegt?« Astor grinste schief.
»Nein.«
»Wo steckt er jetzt? Weiß ich nicht, ist mir auch egal. Wann kommen die beiden?«
»In einer Stunde etwa.«
»Dann hole ich jetzt den Kadaver.«
Astor schüttelte den Kopf. »Brauchst du nicht. Ich habe ihn bereits reingeschleppt.« Er stand auf und bückte sich.
Jane stieß Suko an. Am Gesichtsausdruck des Chinesen erkannte sie, daß auch Suko mitgehört hatte. Und was sie in den letzten Minuten an Informationen bekommen hatten, war mehr als interessant, das war eine Zeitbombe.
»Und John sitzt irgendwo in einem Internat, wo er der falschen Spur nachrennt«, wisperte Jane.
»Vielleicht gibt es zwei Fälle.«
»Möglich.«
»Schau weiter, Jane.«
»Und wie.« Die Detektivin richtete sich wieder auf, um durch die Scheibe peilen zu können.
Al Astor war dabei, den schweren Kadaver auf den Tisch zu schleudern. Dabei verzog er das Gesicht. »Ein widerliches Biest.«
»Rede nicht so!« zischte die Blonde.
»Ich weiß, du hängst daran, aber ich kann mich nicht an die Viecher gewöhnen.«

»Sie tun dir nichts.«
Astor nickte. »Klar, solange du dich in meiner Nähe befindest. Aber bist du weg, dann habe ich das Gefühl, als wollten sie mich mit Haut und Haaren verspeisen. Irgendwie habe ich sogar gegrinst, als der Mann die Bestie erschoß.«
»Dieses Schwein hat Glück gehabt, daß Zeugen in der Nähe waren«, sagte die Blonde, »sonst wäre es ihm dreckig ergangen, darauf kannst du dich verlassen. Und sei froh, daß es die Wölfe gibt, sonst gingen deine Geschäfte mies.«
»So haben wir eben jeder unsere kleine Tarnung.« Astor kicherte hohl, griff unter seine Jacke und holte ein Messer hervor. Mit zwei Fingern zog er die Klinge aus dem Schaft. Er nahm sie flach in die Hand und fuhr damit vorsichtig über das Fell. Hier und da säbelte er ein paar Haare ab und pustete sie vom Tisch. »Verdammt, wo ist das Zeug denn nur?«
»Hast du es nicht selbst versteckt?«
»Ja, aber ich weiß nicht mehr…« Er fluchte abermals, denn plötzlich waren die Finger seiner linken Hand blutig. Al Astor hatte die Wunde gefunden.
Er nahm das Messer und schnitt noch tiefer. Blut quoll hervor, rann durch das Fell, näßte es und tropfte auch auf den Tisch.
Die Blonde schüttelte den Kopf. »Was ist los?« fragte sie. »Was suchst du da?«
Astor grinste. Er hatte den Mund halb geöffnet und schaute genau nach. Schweißtropfen lagen auf seiner Stirn, so konzentriert arbeitete er. »Jetzt hab ich's«, meldete er.
»Was?«
»Die Kugel.«
Noch ein letzter Schnitt, und er hielt das Geschoß zwischen den Fingern.
Seine Stirn umwölkte sich. Die Augen wurden schmal. Bisher hatte Silva nicht sonderlich interessiert geschaut, doch nun wurde sie aufmerksam, da sich ihr Begleiter die Kugel genau anschaute.
»Hast du was?« fragte sie.
»Ja, meine Liebe. Das Geschoß ist verdammt seltsam.«
»Wieso?«
Er hielt es gegen das Licht. »Schau es dir an, meine Liebe. Es ist aus Silber!«
»Ahhhh!« Die Blonde stieß diesen Laut aus, in dem alles lag, was sie empfand.
Überraschung, Angst, Entsetzen, Furcht…
»Silber?« flüsterte sie und trat einen Schritt zurück. Der Stuhl bekam ebenfalls Schub und kratzte dabei über den rauhen Boden.
»Sagtest du wirklich Silber?«

»Ja, meine Liebe.«
»Ist es geweiht?«
»Willst du es ausprobieren?« Astor hob die Hand. Zwischen Daumen und Zeigefinger schimmerte die leicht deformierte silberne Kugel. »Hier ist sie.«
»Weg damit!«
»Nein.« Astor schüttelte den Kopf. Er ließ die Kugel in seiner Hosentasche verschwinden.
Die Blonde hatte sich wieder gesetzt. Das Kinn stützte sie auf ihre Handballen. »Silber«, murmelte sie. »Geweihtes Silber. Tödlich für viele Dämonen. Wer läuft schon mit geweihtem Silber herum? Kein normaler, sondern jemand, der ein Profi ist. Dann war das Treffen vielleicht gar nicht so zufällig, oder?«
»Was hast du gesagt?« Astor hatte nicht hingehört, sondern weiter den Kadaver untersucht. Mit dem Messer schnitt er ihn auf und hob ein Stück Fell ab, ohne das Blut aus der Wunde quoll. Das Fell war nachträglich angebracht worden.
»Weißt du, was ich meine?« wiederholte Silva.
Astor grinste mit dünnen Lippen. »Nein, ich weiß es nicht, aber es scheint dich ja ganz schön von der Rolle gebracht zu haben.«
»Das hat es auch, und du sitzt hier herum und tust, als wäre das alles nur mein Problem.«
»Ist es das nicht?«
»Nein, verdammt.«
»Ich habe vor geweihtem Silber keine Angst, meine Liebe. Das ist allein dein Problem.«
Silva sprang auf. Beide Hände stützte sie auf den schmalen Tisch und beugte sich vor. »Es ist nicht nur mein Problem, Al Astor. Denn wenn ich reinfalle, dann hängst du auch mit drin. Dann ist dein Geschäft ebenfalls erledigt.«
Astor winkte ab. »Reg dich nicht auf. Wer sagt dir denn, daß du reinfällst? Du mußt nur mit dieser Lupina fertigwerden. Das andere besorge ich schon. Allerdings habe ich dich selten so aufgeregt gesehen. Wenn du dich jetzt verwandelt hättest, würde sich direkt das Fell sträuben.« Er kicherte.
»Laß die. Scherze. Sie gefallen mir nicht.«
»Kann ich mir denken!«
Astor führte ein großes Mundwerk. Aber das schadete ihm nicht.
Er kannte seine Position, er wußte, daß sie verdammt sicher war.
Jane und Suko jedoch, die beiden Lauscher, glaubten ihren Ohren nicht trauen zu können. Was sie alles erfahren hatten, war schon phänomenal zu nennen. Und kaum zu fassen. Sie brauchten nur die Ohren aufzusperren und erfuhren sehr interessante Zusammenhänge, die sie sich nie hätten träumen lassen.

Aber die beiden im Wagen waren noch nicht zu Ende. Es ging weiter. Ein Stück Fell hatte Al Astor inzwischen gelöst. Darunter lag das normale, das andere war nur daraufgesetzt worden. Der Mann hob den Kadaver leicht an, tastete mit den Fingern, und als er die Hand zurückzog, hielt er eine Plastiktüte fest, die mit einem weißen Pulver bis zum Rand gefüllt war.

Jane und Suko quollen fast die Augen aus den Höhlen. Ohne eine genaue Analyse vorgenommen zu haben, wußten sie auch so, was sich in der Tüte befand.

Rauschgift!

Al Astor schmuggelte Rauschgift. Durch einen sehr raffinierten Trick schaffte er das Zeug über die Grenze. Wenn die anderen Tiere ebenfalls diese brisante Fracht am Körper trugen, konnte man Astor schon als einen Großhändler bezeichnen.

Er und die Blonde. Ein verflixt raffiniertes Paar.

Jane zog sich wieder zurück. Sie schaute Suko an. »Was meinst du? Packen wir sie?«

»Es wäre nicht schlecht, dann hätten wir zwei Gegner aus dem Spiel und könnten uns auf Lupina konzentrieren.«

Die beiden hatten sich entschlossen. Sie wollten nicht mehr länger warten.

Doch ihr Vorhaben wurde vereitelt.

Sie hatten bei ihrer Ankunft zwar die Wagen gesehen, sie allerdings nicht untersucht. Und so war ihnen etwas entgangen. Wie schon auf der Fähre, waren die Türen mit den Gittern nicht mehr geschlossen.

Die Wölfe konnten die Wagen verlassen.

Was sie auch taten.

Lautlos sprangen drei Bestien zu Boden, duckten sich, hoben die Köpfe und hielten sich immer im Schatten ihrer Wagen, als hätte ihnen jemand einen Befehl gegeben, sich nicht so rasch zu zeigen.

Dann schlichen sie vor. Sie teilten sich dabei und schlugen jeder einen kleinen Bogen, allerdings blieben sie im Rücken der beiden Menschen, die sie als Feinde ansahen.

Lautlos kamen sie heran.

Im gleichen Augenblick drehten sich Suko und die Detektivin um.

Beide sahen die Tiere. Ihre Augen wurden groß, als die graubraunen Viecher nur wenige Schritte von ihnen entfernt standen und sie aus kalten Raubtieraugen fixierten.

»Das wird wohl nichts werden«, murmelte Suko und versuchte, an seine Beretta zu kommen.

Da sprang das erste Tier!

***

Ich erwartete den Hieb.

Ausweichen konnte ich nicht mehr. Beidseitig war ich paralysiert, es gab nicht den Hauch einer Chance für mich, zur Seite zu hechten oder mich aus der Schlagrichtung zu drehen.

Marcel Vendri ließ sich Zeit.

Er wollte es noch genießen, spielte hier den großen Sadisten, und diese knappe Zeitspanne rettete mir vorläufig das Leben.

Jemand griff ein.

Nicht Jovanka, die meinen Tod wollte, sondern eine andere Person, die ich besser kannte.

Lupina, die Königin der Wölfe!

Sie kam von dort, wo auch ich schon hergekommen war. Aus dem ersten großen Kellerraum. Dort mußte sie gelauert haben oder war erst später erschienen. Ich wußte es nicht, es spielte auch keine Rolle. Nur ihre Anwesenheit zählte.

»Laß es!«

Ihre Stimme klang hell, fast ein wenig schrill, ich erkannte sie trotzdem.

Und Marcel gehorchte.

Er verzog zwar unwillig das Gesicht, wagte jedoch nicht, gegen seine Königin aufzumucken. Sein Arm sank nach unten. Mit ihm die Stange, ohne mich auch nur berührt zu haben.

Ich hatte eine Galgenfrist bekommen.

»Geh weg da!« erklang der nächste Befehl.

Gehorsam trat Marcel zurück und stellte sich neben seine Schwester. Lupina hatte freie Bahn. Niemand stand ihr jetzt noch im Weg, so daß sie an mich herankommen konnte.

Bis jetzt hatte ich nur ihre Stimme vernommen. Nun bemerkte ich aus den Augenwinkeln die Bewegung, dann erschien sie in meinem vollen Sichtfeld.

Vor mir blieb sie stehen.

Ja, es war Lupina, die Königin der Wölfe, daran gab es nicht den geringsten Zweifel.

So wie sie aussah, hatte ich sie auch in Erinnerung behalten. Das Gesicht eines Engels, der Körper einer Bestie. Eine grausame, nahezu perverse Mischung, die mich einmal, als ich selbst zu einem Werwolf geworden war, in einen Taumel der Gefühle gerissen hatte.

Lupina sah noch so aus wie früher. [5]

Sie hatte sich um keinen Deut verändert.

Sie hatte lange, fast gelbe Haare. Die reichten bis auf die fellbedeckten Schultern, und auch der übrige Körper zeigte ein braunes, etwas hell wirkendes Fell. Er besaß sogar frauliche Formen, und auch die Arme wirkten längst nicht plump, sondern eher biegsam und geschmeidig. Die Hände waren ebenfalls mit Fell bedeckt, und die Nägel an den Fingern schillerten seltsam hell.

Der Körper hatte mich auch als Wolf nie angezogen. Es war immer das Gesicht gewesen, denn man konnte bei ihm schon den Begriff klassische Schönheit verwenden. Stark ausgeprägte Wangen knochen, eine kleine gerade Nase, fein geschwungene Augenbrauen, und darunter gelbgrün schillernde Pupillen, die wie Kugeln in den schräggestellten Augen lagen. Der Mund war sogar fein geschwungen, und das Kinn zeigte einen sanften Zug.

Schönheit und Bestie!

Wie paßte das zusammen? Ich hatte mich einmal faszinieren lassen, da war ich allerdings kein Mensch mehr gewesen, doch hier stand ich ihr als Feind gegenüber, denn Lupina gehörte zu Dr. Tods Mordliga, deren Mitglieder auch mein Ende wollten.

Als sie mich anschaute, begann sie zu lächeln. »Überrascht, John Sinclair?« fragte sie dann.

Ich nickte.

»Kannst du nicht reden?«

Die Schläge hatten zwar meinen Körper gelähmt, aber nicht meine Stimme. Luft bekam ich auch. »Sicher, ich bin überrascht«, erwiderte ich krächzend.

Sie lachte. »Das kann ich mir denken. Wir haben lange nichts mehr voneinander gehört, denn ich hatte mich ein wenig zurückgezogen, aber ich war über deine Aktivitäten genau informiert. Du hast einige Siege errungen. Destero gibt es nicht mehr, und du hast auch seine Würgehand erledigt. Solo Morasso hat getobt, Asmodina ebenfalls, und selbst die vier Horror-Reiter konntest du wieder in die Dimensionen des Schreckens schicken.«

»Hat Dr. Tod dich gesandt?« wollte ich wissen.

»Nein, er weiß gar nicht, daß ich hier bin.«

»Wo steckt er?«

»Wir haben ein Versteck gefunden, das ich dir allerdings nicht verraten werde. Es ist sozusagen unsere Operationsbasis, wo wir uns in Ruhe auf die großen Probleme vorbereiten können. Dr. Tod, Lady X und Tokata haben das Versteck verlassen, weil sie noch eine Aufgabe zu erfüllen haben.«

»Xorron?«

»Du sagst es, John Sinclair. Morasso hat ihn immer noch nicht gefunden. Aber er hat einen heißen Tip bekommen. Und zwar warst du fast dabei, wie ich hörte.«

»In London?«

»Genau. Erinnere dich an die U-Bahn.«

Das war mein letzter Fall gewesen. Wir hatten Ghouls gejagt und waren dabei auf Lady X gestoßen. »Was ist damit?«

»Die uralten Ghouls in der Londoner Kanalisation wußten genau Bescheid. Sie haben Dr. Tod Xorrons ungefähren Aufenthaltsort

genannt.«
»Und wo ist er?«
Lupina lachte. »Nein, John Sinclair, soweit geht die Liebe nun doch nicht. Ich werde dir nicht sagen, wo sich Dr. Tod aufhält und nach Xorron forscht.«
»Dann weiß Morasso nicht genau, wo er sich befindet?«
»Vielleicht…«
Das gab mir wieder Hoffnung. »Wissen die anderen eigentlich, was sich hier abspielt?« Ich wechselte das Thema.
»Wer?«
»Die Schülerinnen und auch das Lehrpersonal.«
»Nein, die sind ahnungslos.« Marcel gab die Antwort. »Obwohl einige auch ihr eigenes Süppchen kochen, doch mit unserem Fall hat das nichts zu tun. Die Schule war ein Platz, wo wir untertauchen konnten. Niemand schöpfte Verdacht. Und so wird es auch bleiben. Bis man den Toten entdeckt, ist alles vorbei.«
»Was hast du vor?« wollte ich von Lupina wissen.
»Ganz einfach, John Sinclair. Wir waren in der Welt bisher unterrepräsentiert. Werwölfe gab es zwar, aber immer gingen sie als Einzelgänger. Die Zeit ist vorbei. Ich bin Lupina, die Königin der Wölfe, und ich sorge dafür, daß sich meine Artgenossen unter meiner Führung vereinigen. Ich will nichts mehr dem Zufall überlassen. Wenn die Mordliga erstarkt ist, will auch ich eine Werwolf-Elite gegründet haben. Kannst du das verstehen?«
»Sicher.«
Lupina fuhr fort. »Da gibt es Vampiro-del-mar. Kaiser der Vampire nennt er sich, Xorron ist Herr der Untoten und auch der Ghouls. Die schlimmsten Geschöpfe gehorchen ihm, nur ich stehe allein da.«
»Und Tokata?«
»Was mit ihm ist, weiß ich nicht. Aber auch er wird seinen Platz einnehmen, das kannst du mir glauben.«
Ja, ich nahm es ihr ab. Dr. Tod hatte Großes vor. Er wollte mächtig werden, und seine Mordliga, die Unterführer gewissermaßen, wollten ihre Macht ebenfalls ausdehnen. Eine ganz natürliche Sache bei Dämonen dieser Art.
»Wie reagiert Asmodina?«
»Ich weiß es nicht.«
»Dr. Tod will sie stürzen, nicht?«
»Darüber spreche ich nicht mit dir.«
Ich hatte bewußt ein heißes Thema angeschnitten. Mir war zu Ohren gekommen, daß es Solo Morasso einfach nicht paßte, unter der Fuchtel Asmodinas zu stehen. Er wollte nicht der Lakai der Teufelstochter sein. Ein paarmal war er aufmüpfig gewesen. Doch einmal, bei den Flammenden Steinen, war er von Asmodina

fürchterlich gedemütigt worden. [6]

Es hatte lange gedauert, bis er sich von diesem Schock erholt hatte. Doch nun war er wieder voll da. Und er schien raffinierter vorzugehen, hielt sich mehr im Hintergrund, um irgendwann einmal zuschlagen zu können. Ein sehr geschickter Plan, falls er ihn durchführen konnte, denn das war immer die große Frage.

Asmodina schlief auch nicht. Sie befehligte Heerscharen von Dämonen, herrschte über zahlreiche Schreckensreiche, und ihre Spitzel lauerten überall.

Das wußte Dr. Tod genau. Deshalb agierte er so vorsichtig und kam ihr nicht in die Quere.

»Weiß Morasso von deinem Ausflug?« fragte ich Lupina.

»Nein, aber er wird es erfahren, wenn du gestorben bist.« Lupina lächelte. »Schade, ich hätte dich gern an meiner Seite behalten. Erinnerst du dich?«

Und ob ich mich erinnerte. Es war eine schreckliche Zeit gewesen, als Werwolf herumzulaufen. Und ich hatte mich noch in die Königin der Wölfe verliebt. Hatte sogar um sie gekämpft, war Sieger geblieben und wollte auch an ihrer Seite bleiben, doch da waren meine Freunde gewesen. Sie hatten alles eingesetzt und mich gerettet.

Auch Myxin, der kleine Magier, hatte seine Kräfte spielen lassen.

»Jetzt ist es genau umgekehrt, John Sinclair«, erklärte mir Lupina. »Heute will ich deinen Tod!«

Das waren harte Worte. Ich allein wußte, daß sie stimmten. Lupina wollte mich umbringen. Koste es, was es wolle.

»Wann soll ich sterben?« fragte ich.

»In der nächsten Nacht. Es ist ein großes Sippentreffen geplant. Ganz in der Nähe liegt eine unbewohnte Burg. Dort werden die Vaselys erscheinen, und auch ich komme. Auf der Burg wird sich auch dein Schicksal entscheiden.«

Ich spürte, daß langsam die Steifheit nachließ. Die Finger konnte ich schon bewegen. Ein kleines Plus. Zudem hatte ich noch bis Mitternacht Zeit. Und da konnte viel geschehen.

»Wer sind eigentlich die Vaselys?« erkundigte ich mich.

Lupina schaute Marcel an. »Weiß er keinen Bescheid?«

»Nein.«

Da lachte die Königin der Wölfe. »Zwei stehen vor dir, John Sinclair. Eine dritte kommt noch hinzu.«

Sie hatte von einer Frau gesprochen, und in mir keimte ein Verdacht auf.

»Hat diese Frau zufällig blonde Haare wie du?«

»Ja.«

»Und heißt sie Silva?«

Jetzt sah ich den erstaunten Ausdruck in den Augen der vor mir

stehenden Werwölfin. »Du kennst sie?«

»Ich habe sie kennengelernt. Sie ist mit vier Wölfen unterwegs. Einen habe ich erschossen.«

Marcel zischte durch die Zähne. »Das wird dir Silva nie verzeihen, Sinclair. Nie!« schrie er. »Wenn du tatsächlich eines ihrer Tiere getötet hast, zerreißt sie dich.«

»Das soll sie mir überlassen«, erwiderte Lupina kalt. Dann wechselte sie das Thema. »Draußen ist es zu hell und deshalb sehr riskant, Sinclair wegzuschaffen. Zudem hat es einige Aufregungen gegeben. Ich bin dafür, daß wir ihn so lange verstecken.«

»Und wo?« Diese Frage stellte Jovanka.

Lupina drehte ihren Kopf und nickte Marcel zu. »Hole den gläsernen Sarg!«

Da lachte er und rieb sich die Hände. »Ja, das wird gut. Es ist ein besonderer Platz für ihn.«

»Aber nimm erst seine Waffe!«

Marcel Vasely bückte sich und hob die Beretta auf. Lupina funkelte mich an.

Mir ging es zwar etwas besser, aber auf der Höhe war ich noch längst nicht. Wenn ich versuchte, meine Gegner anzugreifen, würde Vasely schießen und mich mit einer Silberkugel ins Jenseits schicken. Dieses Risiko konnte ich auf keinen Fall eingehen.

Der Lehrer schlich um mich herum und gelangte in meinen Rücken. Lupina nickte ihm zu.

Ich ahnte, was kam, konnte aber nichts dagegen unternehmen. Etwas pfiff durch die Luft, und dann traf mich der Schlag in den Nacken. In einem Blitz ging die Welt für mich unter. Daß ich hart zu Boden krachte, merkte ich nicht mehr…

***

Der Wolf war verdammt schnell. Es gelang Suko nicht mehr, seine Waffe zu ziehen. Wuchtig krachte das Tier gegen ihn und schleuderte selbst den Chinesen zurück, der sich allerdings auf den Beinen halten konnte und mit dem Rücken gegen die Wand des Wohnwagens prallte, wobei es einen dumpfen Laut gab, der sicherlich im Innern gehört wurde.

Zähne schnappten nach Sukos Kehle. Diese Bestie wollte den Tod des Menschen.

Der Chinese hieb zu.

Die Handkante klatschte gegen die Schnauze. Jaulend fiel der Wolf zu Boden und überschlug sich dort.

Sofort war der zweite da. Ihm konnte Suko ebenfalls nicht ausweichen. Das wollte er auch nicht. Suko ging voll in den Sprung des Wolfes hinein.

Das dritte Tier hatte sich inzwischen um Jane Collins gekümmert.

Mit einem Fußtritt hatte Jane die erste Attacke abwehren können, die Wirkung war jedoch nicht stark genug gewesen, der Wolf kam sehr schnell wieder auf die Beine und ging die Detektivin sofort an.

Er war jetzt gewarnt und schaffte es, dem zweiten Tritt geschmeidig auszuweichen.

Dann schnappte er zu.

Jane hatte Glück, daß sie noch zur Seite sprang. So verfingen sich die Zähne in ihrem Rock. Die Hauer rissen den Stoff entzwei. Der bunte Lappen hing zwischen dem Gebiß des Tieres. Es spie ihn aus.

Die Tür des Wagens wurde aufgestoßen. Jane hörte und sah es.

Und sie bemerkte den Schatten.

Al Astor kam!

Sein plötzliches Auftauchen lenkte die Detektivin so sehr ab, daß sie den grauen Körper zu spät sah.

Voll wuchtete er gegen sie.

Der Anprall schleuderte Jane zu Boden, und dann war der Wolf über ihr.

Sie hörte das Knurren, sah die Zähne dicht vor ihrem Hals und spürte den Druck der Pfoten auf ihrem Körper.

Jane versteifte. Sie war nicht mehr fähig zu schreien, obwohl ihr die Schnauze des Tieres große Angst einflößte. Einen Arm hatte sie anwinkeln können und unter den Bauch des Tieres gestemmt. Ihre Finger wühlten sich dabei in das zottige Fell. All ihre Kraft setzte sie ein, und es gelang ihr tatsächlich, den schweren Körper für einen kurzen Augenblick hochzudrücken.

Dann jedoch war es aus mit der Herrlichkeit. Der Wolf war stärker und wollte sein Opfer.

In diesem Moment griff Al Astor ein. Er sprang aus dem Wagen und auch die Blonde erschien. Während Astor das Tier in die Seite trat, zischte die Blonde einen Befehl.

Augenblicklich gehorchte der Wolf. Er knurrte noch einmal wütend und ließ Jane in Ruhe.

Die Detektivin fühlte sich erleichtert. Allerdings kam sie nicht dazu, ihr Gefühl auszukosten, denn der dünne Al Astor war mit einem geschmeidigen Satz über sie gekommen, hatte sein Messer gezogen und hielt Jane die Klinge dicht unter die Kehle.

Jane Collins wurde zu Eis. Sie schielte auf das Messer und sah, wie scharf die Klinge war. Ein kleiner Druck nur, und Astor konnte ihr die Kehle durchschneiden.

»Da ist noch einer«, sagte die Blonde. Sie meinte Suko damit.

Der Chinese hatte sich auch von dem zweiten Wolf nicht fertigmachen lassen. Er war ein Karatekämpfer, kannte verdammt viele Tricks, Griffe und Abwehrschläge.

Mensch und Tier lagen am Boden. Beide kämpften wild und ohne Rücksicht.

Es war Suko gelungen, seine Hände um den Hals des Wolfes zu klammern. Die Bestie hatte ihren Oberkörper weit vorgebeugt und die Hinterläufe eingestemmt. Sie standen auf Sukos breiten Oberschenkeln. Die beiden Zahnreihen kamen Suko vor wie eine Reihe gieriger Messer, die alles zerfleischen wollten.

Der Chinese drückte kräftiger. Er wollte das Tier erwürgen, und er besaß die Kraft.

Seine Finger waren gestählt, sie nahmen es auch mit der wilden, unbändigen Kraft eines Wolfes auf.

Die Bestie zuckte. Ihre Schnauze bewegte sich von einer Seite zur anderen. Manchmal klappten die Zähne zu, dann wieder floß gelbweißer Geifer aus dem Maul und tropfte gegen Sukos Brust.

Die Bewegungen des Tiers wurden schwächer. Die Bestie kam gegen Sukos würgende Hände nicht an. Es war nur eine Frage der Zeit, wann sie einging.

Da hörte der Chinese die Stimme. Es war die der Blonden. Schrill klang sie über den Innenhof.

»Laß ihn los, oder die Frau ist eine Leiche!«

Suko vernahm die Worte. Sie schnitten förmlich in seine Ohren.

Er reagierte sofort. Mit einer letzten kraftvollen Bewegung schleuderte er die Bestie so weit von sich, daß sie sich in der Luft zweimal überschlug und dann zu Boden krachte, wo sie kaum mehr die Kraft fand, aufzustehen.

Die beiden anderen Wölfe gesellten sich zu ihrem Artgenossen.

Hechelnd und mit heraushängenden Zungen standen sie neben ihm.

Dabei fixierten sie den Chinesen aus kalten Raubtieraugen. Sicherlich hätten sie angegriffen, aber da war die blondhaarige Frau, die sie zurückhielt.

Suko hütete sich, eine falsche Bewegung zu machen, denn Jane befand sich wirklich in einer schlimmen Lage.

Rücklings lag sie am Boden. Über ihr kniete Astor. Das Messer hielt er in der rechten Hand, und die kalte Klinge berührte Janes gespannte Haut an der Kehle.

Obwohl es in Suko fürchterlich kochte, behielt er die Ruhe. Er durfte nichts tun, was die anderen reizen konnte. Diese blonde Frau hing sehr an ihren Lieblingen, einer war schon tot, sie wollte die drei anderen auch nicht verlieren.

Breitbeinig stand sie da, die Hände zu Fäusten geballt. Das sonst etwas sinnliche Gesicht war nur noch eine Maske aus erstarrter Wut und Haß.

Suko hob beide Hände.

Ein Zeichen der Aufgabe, und er hoffte, daß es auch von seinen

Gegnern so verstanden wurde.
Silva begriff es. Sie nickte. »So ist es gut, Chinese. Nimm die Hände nur noch höher und stell dich ein wenig vom Wagen weg. Ich will dich besser unter Kontrolle haben!«
Suko schritt zur Seite. Dabei näherte er sich den Wölfen, deren Fell sich sofort sträubte. Sie nahmen eine drohende Haltung ein, aber sie griffen nicht ein. Die Frau hatte sie ausgezeichnet unter Kontrolle.
Al Astor lag noch immer auf Jane Collins. Nach wie vor bedrohte er sie mit dem Messer. Dabei schielte er auch zur Seite, so daß er Suko ebenfalls im Auge behielt.
Es war dem Chinesen unmöglich, etwas zu unternehmen. Sicher, er trug seinen geheimnisvollen Stab bei sich. Bis er ihn allerdings gezogen hatte, war soviel Zeit vergangen, daß Jane gestorben sein konnte. Die Gegner hielten sämtliche Trümpfe in ihren Händen.
»Wer bist du, Chinese?« fragte die Blonde.
Suko sagte seinen Namen.
»Und wie heißt das Weib?«
»Jane Collins.«
»Sind die Namen echt?«
»Ja.« Suko merkte, daß die Frau mit ihnen nichts anzufangen wußte. Sie fragte Al Astor. Auch er hatte sie noch nie gehört.
»Was habt ihr hier zu suchen?« pfiff die Blonde Suko an.
Er hatte sich schon eine gute Ausrede zurechtgelegt. Ermöglicht durch die Entdeckung des Rauschgifts. »Wir haben nicht eingesehen, daß Astor den Stoff allein verkauft.« Suko war froh dabei gewesen, von John den Namen des Mannes erfahren zu haben.
»Du kennst ihn?«
»Sicher. Er ist ja ein bunter Hund in der Branche.«
Silva lachte. »Und dabei war Al immer so stolz auf seinen Schmuggeltrick. Ich habe ihm immer gesagt, daß er damit mal auf die Nase fällt.«
»Noch bin ich nicht gefallen!« knirschte der Dealer.
»Nein, aber es kann leicht möglich sein.«
»Soll ich ihr die Kehle aufschlitzen?« Wie er das fragte, ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er die Sache auch ernst meinte.
»Das hat Zeit. Ich will erst mehr über unser lustiges Paar wissen.«
Silva lächelte. »Seit wann hängt ihr schon hinter uns?«
»Wir haben euch in Calais gesehen.«
»Dann wußtet ihr, daß wir dort aussteigen wollten?«
»Ja.«
»Woher?«
»Auch wir haben unsere Verbindungen.«
»Ich will Namen wissen!« schrie die Blonde.
»Die kann ich nicht sagen.«

»Soll ich deine Puppe doch killen?« kreischte Astor. Die Wölfe knurrten, als sie seine schrille Stimme vernahmen.

»Wäre gar nicht schlecht«, meinte die Blonde, überlegte es sich jedoch anders, denn der Wind hatte das Geräusch eines fahrenden Wagens zu ihnen hochgetragen.

»Da kommt jemand«, sagte Astor.

Die Blonde lachte. »Das müssen sie sein. Oder habt ihr noch Komplizen?«

»Wir sind allein«, erwiderte Suko. Auch er war gespannt, wer den Weg zur Burg gefunden hatte. Sicherlich die Aufkäufer des Rauschgifts, doch mit letzter Gewißheit konnte er es nicht sagen.

Die Wölfe wurden ebenfalls unruhig. Sie drehten sich um. Einer hob die Schnauze und heulte.

Ein Hupsignal ertönte.

Dreimal kurz hintereinander.

»Sie sind es«, stellte die Blonde fest und scheuchte ihre Wölfe zurück, die schon auf den Eingang zuhetzten.

Sekunden später schob sich die lange Schnauze eines Citroëns durch die Einfahrt. Der Wagen besaß getönte Scheiben, so daß Suko die beiden Personen nicht erkennen konnte, die in seinem Innern hockten. Er war aber sicher, zwei Männer vor sich zu haben.

Abrupt stoppte der Wagen. Anscheinend hatte der Fahrer bemerkt, daß etwas nicht stimmte.

Die Blonde winkte. Und zu Suko gewandt sagte sie: »Halte dich ruhig, Chinese. Eine dumme Bewegung, und es ist um deine Freundin geschehen!«

Wenig später wurden die Türen aufgestoßen, und die beiden Männer verließen den Wagen.

Die Lage spitzte sich zu…

***

Sie hatten mich wieder in die Halle mit dem Pool getragen. Davon jedoch bekam ich nichts mit. Der Schlag war einfach zu hart gewesen. Ich erwachte erst, als sie bereits dabei waren, etwas über meinen Kopf zu stülpen.

Es war ein gläserner Deckel.

Ein Sargdeckel!

Sekundenlang waren die Schmerzen vergessen. Ich bekam eine schreckliche Angst, dann wurde der Deckel geschlossen. Zwei Gummileisten an den Rändern saugten sich ineinander und schlossen luftdicht ab.

Aus!

Erinnerungen übertünchten die Angst. Es lag noch gar nicht so lange zurück, da hatte ich ebenfalls in einem Sarg gelegen. Und zwar auf

einem Schiff, als ich mit der Mordliga in eine schwere Auseinandersetzung geriet.[7]

Doch dieser Sarg war gläsern. Ich konnte sehen, was um mich herum geschah.

Und ich dachte unwillkürlich an den weißen Magier, der sich auch der gläsernen Särge bedient hatte.

Der Deckel saß so fest, daß kein Quentchen Luft in das Innere dringen konnte.

Und die, die noch vorhanden war, wurde schnell durch mein Atmen verbraucht.

Das stand fest.

Ich hatte die Augen aufgerissen. Das dicke Glas verzerrte die Sichtperspektive. Es machte die um den Sarg herumstehenden Gestalten zu skurilen Figuren.

Am Fußende stand Lupina. Ihr Gesicht lief in die Breite, aber ich sah deutlich, wie triumphierend sie lächelte. Jetzt hatte sie mich da, wo sie mich immer haben wollte.

Jovanka und ihr Bruder Marcel rahmten die gläserne Totenkiste ein. Auch sie lächelten. Der böse Triumph war deutlich auf ihrem Gesicht abzulesen.

Das Mädchen hatte sich etwas übergezogen. Dunkle Kleidung.

Eine Cordhose und einen Pullover.

Ich sah, wie alle drei auf die Uhr schauten. Überlegten sie vielleicht, wie lange ich noch Atemluft haben würde?

Dann sprachen sie miteinander. Ich verstand kein Wort. An ihren Gesten nur war zu erkennen, daß sie über mich redeten. Einmal zeigte Marco auf den Sarg und dann wieder auf das Becken.

Die beiden anderen nickten.

Mein Herz klopfte plötzlich schneller. Ich ahnte, was man mit mir vorhatte. Schweiß stand auf meiner Stirn, das dicke Glas beschlug von innen.

Auch spürte ich jetzt die Schmerzen. Mein Nacken war steif, den Kopf konnte ich kaum bewegen und wenn, dann nur unter sehr großen Anstrengungen.

Lupina gab das Zeichen.

Die drei bückten sich gemeinsam.

Hände und Klauen umfaßten den Sarg. Sie schoben ihn etwas vor, genau auf den Rand des Beckens zu. Dann faßten sie den Sarg unter und hoben ihn an.

Für einen Moment kippte ich nach links weg. Im nächsten Augenblick hatten sie die gläserne Totenkiste wieder in der Gewalt. Sie gaben ihr Schwung, ließen los – und…

Für einen Moment stockte mir der Herzschlag.

Dann schlug der Sarg auf der Wasseroberfläche des Pools auf.

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 173 »Die Werwolf-Sippe«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 44 »Das Trio des Teufels«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 64 »Der Hexer von Paris«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 47 »Der Alptraum-Garten«
[5]Siehe John Sinclair Nr. 131 »Königin der Wölfe«
[6]Siehe John Sinclair Nr. 156 »Myxins Entführung«
[7]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 007 »Die Vampir-Flotte«